

Aus

dem Leben einer Frau.

---



## 1.

Eine alterthümliche Pfarrerverwohnung gilt von jeher für das heimathliche Reich der Idylle. Hier quartiert, seit Bossens Louise, die gemüthliche Phantasie der Dichter ihre behaglichen Gestalten ein, welche in dem Comfort eines stillen, in sich befriedigten Lebens das letzte Ziel und den ganzen Werth der Existenz zu erschöpfen wähen. Etwas Lindenschatten und Abendroth, Mittagessen und Gebet, eine Promenade durch die Kornfelder, die Bereitung des Kaffees und wenn es hoch kommt, eines Hochzeitbettes — das genügt dieser friedlichen Poesie, welche die breite Prosa des Lebens in ihre langathmigen Verse übersezt. Doch der idyllische Ruhreigen hat in unserer

Litteratur ausgetönt, da die Beschränktheit solcher Existenzen auch nicht auf Natur und Wahrheit Anspruch machen kann; sondern mit Recht als ein affectirtes Ignoriren des Lebens in der Welt und ihrer Geschichte angesehen wird, das Utopien einer spießbürgerlichen Phantasie. Diese Genrebilder ohne Perspective und Hintergrund finden kein Publikum mehr; denn sie sind poetische Grillen, welche der Wirklichkeit fern liegen. Selbst in das abgeschlossenste Pfarrhaus hinein bringt das Leben mit seinen Beziehungen und Gegensätzen, mit seiner Noth und Bedeutsamkeit; bringt der Zeitgeist mit seinen Kämpfen und seinen Zielen. In eine solche Pfarrwohnung, die nur äußerlich den idyllischen Frieden zur Schau trägt, während in ihrem Innern das moderne Leben seine socialen Schlachten schlägt, versetzen wir jetzt die Phantasie unserer Leser.

Die ersten Strahlen der Maiensonne drangen verstohlen durch zwei kleine, runde Schiebfenster, über welche dichtbelaubte Kastanienbäume die ehrwürdigen Schatten warfen, in ein traulich enges Gemach, und beleuchteten hier eine eigenthümliche Scene. Auf einem altmodischen

mit großblumigen Kattun überzogenen Sopha saß ein Greis mit finstern, unheimlichen Zügen. Die kleinen, grauen Augen, der stechende Blick kontrastirten unangenehm mit dem silberweißen Haar, und störten den Eindruck des ehrwürdigen Alters. Vor diesem Greise knieete ein liebliches Mädchen von siebzehn Jahren. Lichtbraune Locken fielen noch unregelt auf den weißen Hals und Nacken nieder, und gaben dem zarten Oval des Angesichts eine süße, träumerische Färbung. Die großen blauen Augen sahen in tiefem Schmerz zu dem Greis empor, während ihre Hände krampfhaft gefaltet auf dem Busen ruhten, als wollten sie den heftigen Schlag des Herzens hemmen. Die ganze Erscheinung des Mädchens hatte etwas Rührendes; denn ihre Züge waren von jener eigenthümlichen Schönheit, deren Reiz durch den Ausdruck des Schmerzes erhöht wird, denen der Menschenkenner schon im Voraus prophezeit, daß sie einst den Stempel tiefen Leidens tragen werden. — Die Einrichtung des Gemachs entsprach dem Sinn der Bewohnerinn. Sie war einfach und klar, und entbehrte aller unnützen Zierrathen, mit denen sich sonst die Eitel-

keit der Damen zu umgeben pflegt. Ein blankgebohn-ter Nußbaumtisch, drei geflochtene kleine Rohrstühle, ein Spiegel in Duodezform bildeten mit dem Sopha das ganze Meublement. In einer Ecke lehnte eine Harfe, mit einem halbverwelkten Immortellenkranz geschmückt, während auf dem niedrigen Fenstergesimse wie zum Hohn für das abgestorbene Bild der Unsterblichkeit üppig blühende Geranien und Rosen prangten. Die Wände des Zimmers waren blendend weiß, nur hin und wieder mit schwarzen Kreidezeichnungen decorirt, denen Nußbaumholz zum rohen Rahmen diente, wahrscheinlich Reminiscenzen aus der frühesten Jugend des Mädchens. Mitten in dieser Einfachheit that es dem Auge fast weh, auf dem Roccoco-Tisch Gegenstände des feinsten Luxus zu finden. In chaotischer Unordnung lagen die kostbarsten Preciosen umher. Ein elegantes, rothes Saffian-Etui ließ einen prachtvollen Rubinschmuck hervorschimern; Blondes und Kanten blickten neugierig aus ihren halbgeöffneten Kartons zu einem Atlas-Kleid hinüber, das über der Sophallehne hing, gleich als ob

sie sich sehnten, an dem schweren, weißen Gewand als blendender Schmuck zu prangen.

„Es ist fest und unwiderruflich, Johanna,“ sprach der Greis mit heiserer Stimme; „heute wirst Du die Gattin des Herrn Dburn. Ich habe mein Wort gegeben; ich halte mein Wort. Der Mann ist reich, sehr reich; Du wirst ein glänzendes, vielfach beneidetes Leben führen, da vergißt sich rasch die sentimentale Jugendliebe, das Spiel einer müßigen Phantasie, das vor dem Ernst des Lebens verschwinden muß. Du wirst es mir später Dank wissen, daß ich Dein Geschick gewählt.“

„Mir schaudert, Vater,“ entgegnete das Mädchen, „wenn ich an den Mann nur denke, von dem man so viel Unheimliches sagt, dessen ganzes Wesen mir widerwärtig ist. Aus seinen Zügen spricht ein Geist, der mir ewig fremd bleiben wird, den ich nicht verstehe, nicht verstehen will, der mir wie eine feindliche Macht gegenübertritt und mein Gefühl empört. Nie, nie könnte ich diesem Manne angehören! Drum, laß mir mein Glück, meinen Frieden, Vater! Sieh', ich bin noch so jung! Du hast mich so oft Deine holde Blume ge-

nannt! O laß' mich hier fortblühen ungestört bei Dir, und wachsen und werden, was der innere Trieb gebietet. Dort muß ich verwelken, verdorren — ich fühl's — dort ist meine Heimath nicht. Und dann,“ fuhr sie fort mit lieblicher Schüchternheit, „Du weißt es ja mein Vater, ich liebe, heiß und innig, habe dem Geliebten das Wort gegeben, ihm allein auf immer anzugehören. Und Du willst mich zwingen, meineidig zu werden, Du, ein Diener des Herrn? Du mußt es ja wissen, wie fluchwürdig eine Untreue vor Gott ist.“

Der Greis hörte in höchster Aufregung die Worte der Tochter an; doch er bekämpfte die Aufwallung seines Innern, die aus seinen feurigen Blicken und seinen Zügen sprach, und erwiederte ruhig: „Höre aufmerksam zu, Johanna! Was ich Dir jetzt sage, wird Dir jede weitere Einrede ersparen. Ich tadle Dich nicht; denn auch mir war die Liebe, als ich noch jung war, das Höchste, das einzig Begehrenswerthe, dem man jedes Opfer willig bringen muß. Ich war sehr arm, hatte früh die Eltern verloren, und stand unter der Aufsicht eines Vormundes, eines redlichen, aber strengen Mannes,



der mich für den Handwerkerstand bestimmte, weil mir die Mittel zu einer höheren Ausbildung fehlten. Doch ich traute mir Kraft und Talente zu, eine andere Laufbahn zu wählen: und brachte es durch eifriges Studium dahin, daß ich die Universität zu H. beziehen konnte. Ohne Geld, ohne Connerionen, mit dem bittersten Mangel kämpfend, verlebte ich meine Studienjahre. Die Freuden der Jugend, das Glück eines frischen Lebens, die ungehemmte Freiheit der Existenz — mir war das alles unbekannt. Ich suchte diesen Verlust zu verschmerzen, in eifrigem Studium, in begeistertem wissenschaftlichen Streben Ersatz zu finden für ein sonst freudloses Dasein. Aber auch die Schätze der Wissenschaft sind der Armuth verschlossen; und nur das Gold ist die Zaubersalbe des Abdallah, welche den Zutritt zu ihnen öffnet, und dem Auge erlaubt, in ihre Tiefen zu schauen. Mit großer Mühe mußte ich mich durchkämpfen zu den Quellen des Wissens, welche den begüterten Studenten mühlos und leicht zuströmen. Da schien mir dieses Metall eine Zaubermacht, gegen die anzukämpfen, nutzlos

ist, mit der man sich verbünden muß, um das Leben zu besiegen. Seit jener Zeit ist mir der Reichthum ein hohes Gut, das ich gehaßt und doch mit Gier erstrebt; dem ich nachjagte, während es mich floh, wie mein eigener Schatten. Du, mein Kind, kennst die Noth und den Hunger nicht! Das waren die Gefährten meiner Jugend, die mich von Tag zu Tag hegten durch ein Leben, das keinen andern Zweck kannte, als den, sich selbst zu behaupten, sich selbst fortzustricken. Wie oft schließlich ich mich des Nachts auf die Aecker der begüterten Bürger, um mit den Früchten des Feldes, dem fremden Eigenthum, mich vor dem Hungertod zu erretten. — Doch auch diese qualvolle Zeit ging vorüber. Ein glänzendes Examen, das ich nach dreijähriger Studienzeit zurücklegte, verschafte mir die Gunst und Empfehlung eines Professors und durch dieselbe eine Hauslehrerstelle in einer gräßlichen Familie. Ein achtjähriger Knabe wurde meiner Sorgfalt anvertraut, während ich der fünfzehnjährigen Tochter nur Musikunterricht ertheilen sollte. Hier in diesem Hause war ich

täglich den empfindlichsten Demüthigungen ausgesetzt. Die ungebildete, hochmüthige Familie behandelte mich, den Erzieher ihres Kindes, gleich einem Domestiken. Wenn ich oft nahe daran war, das Haus zu verlassen — da tödtete der Gedanke an meine Armuth, an eine Zukunft ohne Mittel und Aussicht, den freien Entschluß. Allmählig fand ich in meinen Zöglingen Ersatz für die bitteren Kränkungen, welche die Eltern mir zufügten. Elise, die Tochter des Hauses, machte mir das Leben zum erstenmale wünschenswerth. Unsere gegenseitige Neigung wurde bald zur Liebe; die Liebe zur heftigsten Leidenschaft, die nicht nur über mich, sondern auch über die Schülerinn maßlosen Jammer brachte. Die Mutter, eine herzlose Kokette, eifersüchtig auf die Reize der Tochter, entdeckte bald mein Verhältniß zu Elisa. Ich wurde in einer entehrenden Weise, die meinen Namen an den Pranger stellte, aus dem Hause gejagt. Ohne eine andere Stellung zu finden, irrte ich lange Zeit in der Welt umher, im Herzen verzehrende Liebe, von Noth und Sorge treu begleitet. Die bewegtesten Schick-

fale waren an mir vorübergegangen; — Jahre voll Arbeit und Mühe lagen hinter mir; — ich hatte tüchtig mit dem Leben gerungen, bis ich diese Pfarrstelle erhielt, ein bescheidenes Loos, das meine Existenz sicherte; ohne mein Streben nach höheren Lebensgenüssen jener Welt, die der Reichthum zu schaffen vermag, zu befriedigen. Meine Liebe war nicht erloschen — unter allen Kämpfen des Lebens dachte ich mit Sehnsucht an den kurzen Traum meines Glücks. Sechs Jahre lang hatte ich nichts von der Gräfinn gehört; ich glaubte sie längst vermählt, und hätte ihr keinen Vorwurf daraus gemacht, wenn sie mir ihr gegebenes Wort gebrochen. Da hörte ich von einem Freund, daß, jeden Zwang, allen Mißhandlungen zum Trost, mir die Geliebte treu geblieben und mein in unveränderter Liebe gedenke. Diese Nachricht machte mich unaussprechlich glücklich. So geliebt, um seines Selbst wegen so geliebt zu sein, ist für den Mann ein berauschendes Glück, das mir alle Ruhe und Ueberlegung raubte. Ich fand Mittel, mich der Gräfinn zu nahen. Sie wollte mein Weib werden; mir der

Eltern Liebe, Rang und Reichthum zum Opfer bringen; und ich war nicht edel genug, dies Opfer abzulehnen. Ohne den Segen der Eltern wurde Elise meine Gattin — Deine Mutter.“ — Erschöpft hielt hier der Greis einige Augenblicke inne; dann fuhr er bewegter fort: „Aus großer, alles bezwingender Liebe war diese Ehe geschlossen worden; dennoch war sie nicht glücklich. Glaube mir, Mädchen, Liebe beglückt nur auf kurze Zeit! Deine Mutter ist edel und liebenswürdig; — dennoch waren wir Beide elend; deine Mutter, weil sie alle gewohnten Annehmlichkeiten des Lebens entbehren mußte; ich, weil ich nicht im Stande war, sie ihr zu verschaffen. So sind uns freudlose Jahre vorübergegangen, welche mir die traurige Lehre gaben, daß unter bedrückten äußern Verhältnissen jede Hoffnung auf Glück getäuscht wird. Das Glück kehrt nur bei den Glücklichen ein! Du bist mein einziges Kind — die Erfahrung meines Lebens soll Dir zum Heile werden! Du sollst einer jugendlichen Täuschung nicht den wahren Genuß des Daseins opfern! Ich muß Dich schützen vor all' dem Jammer, den Deine Mutter erlebt.“

Mit sichtlich<sup>r</sup> Spannung hatte Johanna den Worten des Vaters gelauscht, und schien in einer kurzen Pause über ihren Inhalt nachzudenken. Aus ihren Zügen sah man, daß dies Denken ein Erleben war, das ihr Wesen in seinen innersten Tiefen faßte; daß sich in diesem Augenblick die ganze Zukunft bedeutsam in ihr zusammen drängte. Plötzlich begann sie mit jener Entschiedenheit, welche, wie mit einem gewaltsamen Ruck, alle Zweifel abschüttelt:

„Deine Geschichte, Vater, paßt nicht auf mich! Ich bin keine Gräfinn, bin an Entbehrungen gewöhnt. Mir wird ein einfaches Leben genügen. Und dann —“ fuhr sie fast feierlich fort, — „meine Mutter war Dir treu; auch ich werde meiner Liebe treu sein, als ihre echte Tochter. Ich lasse mich nicht verhandeln gegen schönes Gold; ich kenne etwas Edleres, als dies Metall — meine Liebe! Ich schwöre Dir's — nie werd' ich Durns Gattin!“ Alle Hestigkeit, die der Greis bisher bezwungen, kam nun bei ihm zum Ausbruch. „So wagst Du, mit mir zu sprechen, thörichtes Kind?“

Bist Du nicht mein Geschöpf? Ist nicht mein Wille Dir Gesetz? Du mußt ihm gehorchen; denn ich bin Herr über Dich! Es bleibt dabei: heute Abend wirst Du dem Herrn Dburn ehlich angetraut! Ich will es und befehle es! Bei diesen Worten bligte es im Auge der Tochter dämonisch auf; das blühende Antlitz wurde marmorbleich; doch fest und ruhig erhob sie sich; sah den Vater durchdringend scharf an, und sprach mit Bestimmtheit: „Aber ich — ich will es nicht! So weit gehen die Rechte eines Vaters nicht, einer flüchtigen Laune die Jugend, ja das ganze Leben eines Kindes zu opfern. Hier hört der Gehorsam auf, und mir allein gebührt die Entscheidung. O sieh' mich nicht so zornig an, als zöge ich mit diesen Worten auf ewig eine Scheidewand zwischen unsere Herzen! Ich bin jung — noch sehr jung — kenne die Welt und ihre Freuden nicht; dennoch ahnt es mir, daß es ein Glück geben muß, ein Glück der Liebe und des Genusses, in das sich zu versenken höchste Befriedigung ist! Und ich will glücklich sein, mein Herz hat die Kraft dazu, die Kraft;

in der Seligkeit aufzugehn. Das fühl' ich jetzt, denn Du verurtheilst mich, des Lebens unschätzbare Güter einem ungeliebten Manne hinzuopfern, dessen verlebte Jüge nur das Todesurtheil aussprechen über meine Jugend. Mich reizt nicht all' diese Pracht der äußern Existenz, die seelenlos auch der Seele nichts zu bieten vermag, sie nur fesseln kann in blendender Sklaverei. Nie werde ich diese Fesseln ertragen!" Bei diesen Worten nahm sie mit zitternder Hand eine schwere goldene Kette vom Tisch; und ihre zarten Finger rüttelten und spielten gedankenlos mit den Ringen und Gliedern des prächtigen Geschmeides. Doch über den Greis kam der Sturm des Unwillens, und unterbrach gewaltig die kurze Pause sprachlosen Erstarrens, in das ihn die Rede der Tochter versetzt. Die unbeherrschte Leidenschaft triumphirte! An dem braunlockigen Haar riß er die Tochter wild hin und her, und stieß sie dann mit den Füßen von sich, in maßlosem Zorn ausrufend: Ungerathene! Ich fluche Dir! Erschöpft, todesmatt, mit blauen Lippen und festgeschlossenen Augen sank der Greis, nach



diesem Ausbruch der Wuth, ohnmächtig auf das Sopha zurück. Der gellende Schrei: „Mein Vater ist todt,“ tönte in dem sonst so stillen Pfarrhaus wider.

---

2.

Es war Mittag geworden. Schwüler drangen die Sonnenstrahlen durch die Fenster, die sie des Morgens nur angenehm erhellt hatten. Todtenstille herrscht in dem Gemach. Noch liegt der Kranke bewusstlos da. Eine Matrone steht vor ihm, reibt die erstarrten Hände, küßt die blauen Lippen, um sie zu erwärmen, und sieht, nach dem vergeblichen Versuch, trostlos zum Himmel empor. Der Arzt steht neben ihr, und prüft ruhig nach seiner goldenen Cylinderuhr den Pulsschlag des Kranken. Dann unterbricht er das Schweigen; „Es war ein Nervenschlag, verehrte Frau, der ihren Gatten getroffen. Doch hoffen Sie — seine Erstarrung wird nachlassen; er wird zum Leben zurückkehren; nur fürchte ich, mit einer Lähmung mancher edeln Organe!“

Mit einem seligen Lächeln schaute die Frau den glückverheißenden Arzt an. So traurig auch das Ende

seiner Rede war -- sie hatte es überhört; und nur die Worte: „er wird zum Leben zurückkehren, freudig aufgefaßt und ihrem Gedächtniß eingeprägt. Sorgsam nahm sie ihre Hand aus der kalten Hand des Greises, schlich leise in eine Ecke des Zimmers, wo die Tochter lang ausgestreckt auf dem Estrichboden lag. Segnend legte sie die Hand auf des Mädchens Haupt, und sprach weich: Johanna, mein Kind, wache auf! Dein Vater wird nicht sterben — Gott ist uns gnädig! Er läßt diesen Kelch an Dir vorübergehen. Doch bete, bete, Kind, daß auch die Lippen noch den Fluch zurücknehmen, den sie über Dich ausgesprochen; denn Vaterfluch ist eine schmerzliche Mitgift für's Leben.“ Mit irren Mienen richtete sich das junge Mädchen auf, strich sich die ungeordneten, thränenfeuchten Locken von der Stirn, und erwiderte klanglos: „Was soll ich thun, Mutter? Soll ich beten — soll ich heute noch Oburns Weib werden? Mein Muth, mein Herz ist gebrochen. Dieser unselige Morgen hat mich willenlos gemacht. Ich bin bereit — laß' die Hochzeitglocken läuten — flicht mir den Brautkranz!“ Zitternd an allen Gliedern sank sie zurück in ihren Stumpf-

sinn; und kein äußeres Zeichen gab den innern Kampf der Seele kund. Wieder waren einige bange Stunden vorübergegangen, Stunden, die ein ganzes Leben voll Freude quitt machen. Da hob der Greis matt die Augenlieder auf; die Lippen regten sich; er versuchte zu sprechen; — doch die Zunge war auf immer gelähmt!

3.

Ein fröhliches Posthorn schmetterte in der Ferne. Näher kam's und näher, zum einsamen Pfarrhaus hinan. Bald hielt ein eleganter englischer Reisewagen, den vier prächtige schwarze Kofse zogen, vor demselben still, Herr Dburn, der glückliche Bräutigam, sprang jugendlich keck aus dem Wagen, und stürzte auf das Zimmer seiner Braut zu, wie ein Raubvogel auf seine Beute. Am Abende dieses Tages standen die Thüren der altmodischen Dorfkirche weit offen. Der mit hölzernem Schnitzwerk verzierte Altar war reich mit Kränzen und mit frischem, grünen Laube geschmückt; zwei Wachskerzen brannten auf kolossalen Messingleuchtern. Eine Bibel, in schwarzem Sammet eingebunden, lag auf dem Betpult, vor dem zwei rothe, dem Anschein nach neu angeschaffte Sammetessel standen. An dem Weg von der Kirche bis zum Pfarrhaus, der mit weißem Sand

und Blüthen bestreut war, bildeten die festlich gepuzten Dorfbewohner ein Spalier, durch welches das Brautpaar nach alter Observanz, hindurch gehen mußte. Jetzt ertönte das Geläute der einzigen Glocke; ein Zeichen, bei dem sich alle Blicke nach der Thüre der Pfarrwohnung richteten. Gravitätisch überschritt Herr Oburn die Schwelle, und überschaute das Volk mit triumphirendem Blick. Seine Persönlichkeit gab der Menge zu mancherlei Bemerkungen Veranlassung, in denen der idyllische Wig der Landleute sich mit vielem Behagen erging. Herr Oburn war ein Mann von 50 Jahren, klein und fett, mit einem würdevollen Hängebauch, einem vollen, aufgedunsenen, dunkelrothen Gesicht, mit einer unförmlichen, großen Nase, neben der sich eine zweite kleinere, wie eine Tochterloge, etablirt hatte. Beide waren mit den Farben von Burgunder und Numma-lerisch schattirt. Die Stirne, gewiß von der Natur dazu bestimmt, in diesem Gesicht die beste Parthie zu sein, war durch weißlichenblaue Adern, die dick hervorquollen und sich kreuzten, wie Heereszüge auf strategischen Karten, unangenehm entstellt. Um den gemeinen

breiten Mund zog sich ein Lächeln grober Sinnlichkeit, das an ein thierisches Grinsen erinnerte. Um das Gesicht würdig einzurahmen, fiel spärliches rothes Haar, genial vernachlässigt, von dem ziemlich kahlen Scheitel auf die Schläfe herab. Dies Meisterwerk der Natur war durch eine modisch-elegante Kleidung verhüllt. Der schwarze, feine Anzug, die Weste und Kravatte von weißem Atlas, suchten nach Kräften mit dem Gesichtsteint zu harmoniren, dem das feste Zuschnüren der Halsbinde zu der traurigen Aehnlichkeit mit einem gekochten Krebse verhalf. Das ganze Bild erinnerte an den Mann im feurigen Ofen, obgleich jeder Anstrich alttestamentlicher Salbung fehlte.

An der Seite dieses Feuerkönigs schwanke ein bleiches Engelsbild, ein Mädchen mit dem höchsten Liebreiz geschmückt, voll Harmonie und Ebenmaaß. Ein echter Madonnenkopf mit unaussprechlich schönen Augen, einer kleinen, feingeschnittenen Nase, und einem Munde, den die Grazien um sein Lächeln hätten beneiden können; eine hohe, schlanke Figur, an der dennoch jede Form, rund und weich, eine selbstständige Vollendung

erstrebte; Hals, Hand und Fuß von seltener Schönheit — alles das schien diesem Wesen von der Natur mitgegeben, auf daß es beglückend in Liebe glücklich sei. Darum empörte der Anblick des Zerrbildes, das, wie ein wahrer Popanz, an der Seite dieses schönen Menschenbildes, einhertrottirte. Heute war das feine Roth, das sonst die jugendlichen Wangen zierte, verschwunden, der Mund festgeschlossen, und das Auge blickte starr und regungslos umher. Ein weißes Atlaskleid umgab in malerischen Falten die frischen, edeln Glieder; ein Kranz von blühenden Myrthen schmückte die hohe Stirn — sonst war alles an ihr schmucklos und einfach. Während das ungleiche Brautpaar der Kirche zuschritt, sprach sich in den verschiedensten Aeußerungen, in Lauten der Bewunderung und des Spottes, die Stimme des Volkes aus. Ein pietistischer Prediger, den man rasch aus der Nachbarschaft herbeigeholt, hielt eine salbungsvolle Trauredede, durchdrungen von überschwänglichem Christenthum; und suchte besonders die große Güte des lieben Gottes nachzuweisen, die sich der Braut so sichtbar offenbarte, indem sie ihr einen mit Glücksgütern



vielfach gesegneten Ehegemahl zu Theil werden ließ. Als endlich die Ceremonie zu Ende war, und der Prediger nach christlichem Gebrauch die Worte der Bibel vorlas: „und er soll dein Herr sein,“ da zuckte es schmerzhaft um die Lippen der Braut; und als sie das ewigbindende Ja! aussprach, da richtete sie die Augen gegen den Himmel, ein Blick, aus dem das verzweiflungsvolle Bewußtsein sprach, daß sie mit diesem Wort ihr Leben zu einem ununterbrochenen Opferfeste mache. Die Ehe war geschlossen.

Es war ein schöner, warmer Maiabend; der Vollmond stand groß am Himmel, die Blumen dufteten stärker und zarter; Nachtigallen sangen süße Lieder der Liebe; die Natur war still und ruhig, und schwelgte in ihren ewiggleichen Harmonieen, als wäre sie bewußt des sichern Gesetzes, das ihren wandellosen Kreislauf beherrscht. Was kümmerte es sie, daß ein Herz gebrochen, ein junges Leben gemordet war?

Eine Stunde später hielt der Reisewagen des Herrn Dburn vor der Thüre. Koffer und Schachteln, mit Garderobe und Weißzeug, der einzigen Aussteuer der

eben vermählten Madame Dburn, wurden in den bequemen Wagen gebracht. Herr Dburn sah den Vorkehrungen gemüthlich zu, rieb sich seelenvergnügt die weichlichen und doch unzarten Hände, spielte mit der übermäßig dicken Uhrkette, und sah mit widerlichem Lächeln von Zeit zu Zeit auf seine Uhr. „Gott sei Dank,“ murmelte er vor sich hin, „der langweilige Tag neigt sich zu Ende, und näher kommt die Stunde, in der mein Weib ganz mein eigen wird. Wie will ich schwelgen in ihren jungfräulichen Reizen! Wahrhaftig, sie ist schön, und werth, meine Frau zu sein!“ Und sich zum Diener wendend, fuhr er fort: „James, höre! Du giebst dem Postillon dreifaches Trinkgeld, wenn er mich rasch, sehr rasch zur nächsten Station führt; Du nimmst ein Pferd, reitest meinem Wagen voraus; jage, so rasch Du kannst, wenn auch das Pferd drauf geht — darauf kommt es nicht an — nur schnell, schnell wie der Teufel! Bestelle im Hotel Zimmer zur Nacht für mich und meine Frau; hörst Du, James, so schön wie möglich! Ich hab' ja Geld; ich kann's bezahlen! Nur schnell, schnell! Ich komme gleich nach mit meiner Frau!“

Während dieses Gesprächs verweilte die Heldinn unserer Erzählung allein in dem stillen, freundlichen Gemach, in welchem wir ihre erste Bekanntschaft gemacht haben. Ihr Auge haftet unverwandt auf der Stelle, wo am Morgen der alte Vater den Fluch über sie ausgesprochen. Sie wirft sich auf die Kniee, faltet die Hände und will beten; doch ihr fehlen die Worte — sie kann es nicht; ihr Elend ist zu groß selbst für die Gnade des Himmels. Thränenlos sieht sie sich um in den unbegrenzten Räumen, die sie seit frühesten Jugend bewohnt. Hier hatte sie ein kurzes, ideales Liebesglück genossen; und durch die Reihe der Jahre hindurch verfolgte sie träumerisch alle Wünsche und Hoffnungen, die hier in traulicher Dämmerstunde ihre Brust geschwellt. Nun lag alles hinter ihr — abgeschlossen, ein Paradies, aus dem sie verbannt war. Sie blätterte in dem Buch dieser schönen Vergangenheit, in welches das Leben noch nicht seine ehernen Lettern geprägt! Noch war es ein Stammbuch voll duftiger, zarter Blätter, Blumen der Freundschaft und Liebe; auch manches unbe-

schriebene Blatt mit bedeutungsvollen Zeichen, über das die Ahnung hinaus in die unbestimmte Ferne zog! Dies Buch war geschlossen auf immer; das Evangelium ihrer Jugend durfte nur noch in der Erinnerung leben! „O, könnte ich nur weinen!“ seufzt sie, und schlägt mechanisch einige Töne auf der Harfe an, als könnte sie dadurch eine mildere Stimmung heraufbeschwören, und bewußtlos geht sie dann in eine ihr unendlich theuere Melodie über. Diese Töne versetzen sie außer sich; ihr ganzer Körper zittert krampfhaft; jede Faser bebt; ihr Wesen ist im Innersten erschüttert — und doch bleibt das Auge trocken; keine Thräne kühlte die innere, verzehrende Glut. Noch einmal faltete sie ihre Hände zum Gebet — dann springt sie unheimlich rasch auf, und ruft: „Beten kann ich nicht — wohlun so will ich fluchen. Es giebt keinen Gott der Liebe; warum leide ich sonst: Wenn die Gnade des Himmels nicht allgemein ist, wie sein Regen und sein Sonnenschein; wenn sie nicht auch zu mir und meinen Schmerzen segnend herniedersteigt: dann ist sie ja nichts, als ein Traum der Glücklichen,

die ihr süßes Vorrecht in so schöne Bilder kleiden. Ich will nicht länger zu diesen Träumen schwören. Meine Träume hat die Wirklichkeit zertrümmert, die Wirklichkeit dieser Welt und ihre eherne Macht! Wohlan, so will ich sie anerkennen, und mit ihr kämpfen um jeden Fuß breit Landes, den ich mir umschaffen will in ein Paradies.“

„Für die Welt, die den Sieg davongetragen über mein Herz,“ fuhr sie feuriger fort, „für die Welt nur will ich leben. Das Geld, mit dem der Seelenhandel getrieben wird, dem ich die Ideale meiner Jugend geopfert, ist ja der Schlüssel zu dem Reich dieser Welt, zu allen Quellen des Genusses und der Freude! Geld war mein Verhängniß — es soll mein Verhängniß bleiben, dem ich willig folge; gegen das ich länger nicht thöricht kämpfe! Ich gelobe es mir fest in dieser qualvollen Stunde; und breche mit den frommen Träumen und heiligen Gelübden meiner Jugend.“

Das Aeußere der jungen Frau war wie umgewandelt durch den innern Kampf. Mit stolzer, fester Haltung erhob sich die früher so weiche, kindliche

Gestalt, und überschritt mit einer Entschiedenheit, welche auffallend gegen den frühern, schwankenden und zögernden Gang abstach, die Schwelle, um von ihren Eltern den letzten Abschied zu nehmen. Der Vater lag, zwar lebend, doch für immer der Sprache beraubt, ermattet auf seinem Bette. Bei dem Eintritt der Tochter erhob er mit großer Anstrengung seine Hände und legte sie auf ihr Haupt, das noch immer mit dem bräutlichen Kranze geschmückt war; doch die Lippen bewegten sich nicht und konnten den Fluch nicht zurücknehmen. Mutter und Tochter hielten sich darauf, einige Minuten lang, fest umschlungen; das Haupt der Tochter ruhte an dem eingefallenen Busen der Matrone, wie eine geknickte Blume an dem mütterlichen Erdreich; und ihre Thränen vermischten sich. Ihr Schmerz war stumm — noch ein Kuß auf die heißen Lippen der Mutter, auf die eiskalten des Vaters — und rasch stürzte sie zum Pfarrhaus hinaus. Herr Durn hob mit gekennhafter Galanterie seine Gattin in den Wagen. Die Thür wurde zugeschlagen; der Postillon blies das alte Lied:

„Welche Lust gewährt das Reisen!“ und schnell entschwand der Zug dem schmerzlich nachblickenden Mutterauge.

---

4

Die Saison des Jahres 18\*\* war glänzender, als alle früheren des an Pracht gewöhnten Karlsbad. Drei gekrönte Häupter waren hier versammelt, nicht, um Genesung zu suchen für irgend ein Leiden, sondern um über das Wohl ganzer Nationen zu entscheiden. Von Karlsbad aus wurde schon einmal das Schicksal der Welt bestimmt, als die mürrische Diplomatie über die jugendlichen Freiheitsbestrebungen der Völker den Stab brach, und alle, der neuen Entwicklung günstigen Paragraphen, mit feinen Wendungen aus der Bundesakte hinaus interpretirte. Damals strömten in Karlsbad alle gewandten Vertheidiger und Anhänger des status quo zusammen, welche aus den nationalen Bewegungen der Jugend das revolutionaire Element herauswitterten, das den bestehenden Mächten und ihrem wohlgeordneten System Gefahr drohte. Die



ganze Camarilla des Absolutismus, die Diplomaten mit der eleganten Beweisführung, die aus juristischen, historischen und theologischen Fezen dem gottesgnädigen Königthum den Mantel zusammenschneiderte, die heilige Legitimität proklamirte, das unwandelbare Gesetz der politischen Welt; die Aristokraten jeder Art, welche ihre alten Rechte zu wahren hatten, gegenüber den Anforderungen einer neuen Zeit — alle schienen hier ein Schutz- und Trugbündniß zu schließen, eine heilige Lüge des neunzehnten Jahrhunderts. Doch auch in dem Jahre, in dem unser sociales Drama spielt, hatte die Zusammenkunft des Kaisers von Rußland, des Königs von Preußen und des Königs von Hannover alle treuen Vasallen dieser Potentaten in Karlsbad versammelt. Der ganze Ort wimmelte von Fürsten und Grafen. Wem daher nicht ein sehr großer Reichthum zu Gebote stand, der konnte in diesem Sommer nicht daran denken, in Karlsbad ein Unterkommen zu finden. — An einem drückendheißen Juli-Morgen, an dem die Natur in Blutgedanken zu träumen schien, war die höchste Aristokratie auf der weltbekanntesten

Wiese versammelt. Unter den schönen, blühenden Lindenbäumen hatten sich Coteries gebildet, die Chokolade schlürften, Blätter lasen, oder durch leichtes Plaudern die Stunden verkürzten, die sich vom Brunnen trinken bis zum Diner träg und langweilig dahinschleppten. Schönheiten aller Art, bleich und blühend, im ersten und letzten Stadium, junge, reiche Wittwen, interessante, geschiedene Frauen, Mütter mit mannbaren Töchtern — alles war wie noch heute, auf diesem Markt der Schönheit anzutreffen. — Auf der Promenade von der Wiese zum Freundschaftssaal lustwandelten zwei junge Männer von höherem Rang, in lautem Gespräch, das für sie ein besonderes Interesse zu haben schien. Plötzlich unterbrach der Eine seine Rede, mit dem Ausruf: „ach, da kommt sie!“ Diese begeisterten Worte galten keiner berühmten Persönlichkeit, keiner Prinzessin oder Schauspielerin, sondern einer jungen Frau in einfacher eleganter Kleidung, die rasch an den Herren vorüberging, als wollte sie ihre frechen Blicke fliehen. „Ich möchte nur wissen, wer sie eigentlich ist,“ sprach Graf Reizenstein zu seinem Gefährten, dem Baron Stein, „sie

läßt sich Madame Dburn nennen: aber ich glaube nicht an das Märchen. Dies Gesicht, diese Tournüre, diese Toilette, Baron — ma foi, das paßt nicht zu einer spießbürgerlichen Madame! Und lebt sie nicht fürstlich? Sie hat vor ihrem Wagen die schönsten Pferde, die ich je gesehen, Pferde, in die der Fürst Metternich gänzlich vernarrt ist, die er als diplomatische Flügelrosse gern vor seinen Triumphwagen spannen möchte. Er bot ihr tausend Dukaten; doch Madame antwortete mit Stolz: „Durchlaucht, ich will so gut wie Sie, edle Pferde vor meinem Wagen haben. Ma foi, hier werden nicht alle Trümpe ausgespielt! Ich möchte wohl in die Karten sehen können! Hier muß irgend ein Coeur-König Trumpf sein, Baron! wer weiß, was hinter dem unscheinbaren Namen steckt!“ Stein erwiederte nichts auf diese Vermuthungen, sah nur der schönen Frau mit glühenden Blicken nach, bis er den Entschluß faßte, ihr mit dem Grafen zu folgen. Die junge Dame hatte von alle dem, was um sie vorging, nichts gemerkt; theilnahmlos und der Außenwelt unzugänglich, schwebte sie auf kleinen Fuß-

then mit großer Schnelligkeit weiter. Nur in der Nähe des Freundschaftssaals sah sie sich ängstlich um, ob Niemand ihren Schritten folge, verließ dann plötzlich den gewöhnlichen, breiten Weg, und schlug einen Seitenweg ein, der durch eine Nebenpforte zu dem großen, parkähnlichen Garten führt, welcher zu diesem beliebten Etablissement gehört. Hier saß in einer blühenden Fliederlaube, die fast undurchdringlich von dem grünen Gezweig umschlungen war, ein schöner, ernster Mann von 30 Jahren, in dessen regelmäßigen, römischen Zügen sich deutlich die Ungeduld der Erwartung und ihre ängstliche Spannung malte. Als er die Pforte leise öffnen hörte, sprang er auf, stürzte mit ausgebreiteten Armen aus der Laube, umschloß mit unbeschreiblicher Leidenschaft das junge Weib, das eben eingetreten, und sagte mit dem Ton der glühendsten Liebe: „meine Johanna, Du kommst! O ich danke Dir!“ Dann zog er sie zärtlich in die Laube, nahm ihr den feinen Strohhut ab, strich die vollen Locken, die sich zu üppig vorgedrängt, von der Stirn, kniete dann zu ihren Füßen nieder, preßte die kleinen Hände fest in die feinen, und drückte lange, brennende

Küsse auf ihre Lippen. So saßen sie stumm eine geraume Zeit — alles war still und heimlich; kein fallendes Blatt unterbrach die Ruhe ringsum. Es war jene Mittagsstille in der Natur — das orientalische Brüten, die Ruhe, die sich selbst genießt, welche die Fühlhörner des Lebens zurückzieht und ihre großen Wünsche, die in fernen Blüthen aufzucken am Horizont, in schwülen Schlummer wiegt. Doch des Menschen Herz hat den rastlosen Pulsschlag des Lebens; und mächtiger wird sein heißes Begehren, wenn alles ringsum wünschelos und regungslos schlummert. Die Blicke des jungen Weibes zogen den Zauberkreis immer enger um den Geliebten. Er flüsterte: „Sieh' mich nicht so an, — das ertrag' ich nicht! Du willst mir nicht gehören; du willst nicht mein werden — o so laß' Deinen Blick sanft sein wie den Blick der Taube, ein stilles, argloses Glück spiegeln, die Idylle der Unschuld, den süßen Wahn der Kindheit! Laß' ihn ohne Verlangen sein, wie die stille, abendliche Flut, die keinen Sturm und keine Brandung kennt! Doch selber glühend, weckst Du meine Flut, die mich verzehrt, die mich ringen macht nach Deinem Besiz!“

„Und Du siehst es nicht, daß ich Dich besitzen will, besitzen muß!“ — Er sprang auf, wie von bacchantischer Wuth erfaßt, von dem Taumel des Gottes ergriffen, drückte krampfhaft die Frau an sich — küßte Busen und Schultern in flammender Leidenschaft. „Franz, vernichte mich nicht! Du weißt es ja, wie ich Dich liebe! Jede Fiber sehnt sich nach Dir, jeder Nerv zuckt nach Vereinigung. Ach, ich möchte Dir ja alles geben, was Dich glücklich macht; und doch flehe ich zu Dir: schütze mich vor mir selbst, schütze uns Beide. Du bist der Stärkere! Deinem Schutze muß ich vertrauen! O warum bist Du so heftig? Nun ist's das letzte Mal, daß ich Dich hier gesehn! Unterbrich mich nicht — laß' mich ganz ausreden! Ich muß Dir jetzt Alles sagen, was mich schon lange gequält. Seit ich Dich gesehen, liebe ich Dich, mein Leben — bis dahin ohne Gehalt und Bedeutung, hat in Dir seine wahre Erfüllung gefunden. Ich habe mich diesem berauscheden Glück überlassen, ohne zu fragen: wie kann, wie soll das enden? Jetzt aber sehe ich klar — wie unrecht ich daran gethan, wie gefährlich uns Beiden dieser Dämmerzustand des

Herzens geworden. Als ich vor vier Jahren gezwungen wurde, meinen Gatten zu heirathen, wider meine Neigung — da glaubte ich zu lieben, ein süßer Irrthum, in dem jedes junge Mädchen befangen ist. Schon damals unterdrückte ich dies Gefühl; nicht aus moralischen Grundsätzen; nicht aus Pflichtbewußtsein; sondern aus Stolz. Ich war die Frau eines Andern; ich wollte, den Menschen gegenüber, vorwurfsfrei dastehen. Seit ich Dich kenne — weiß ich wohl, daß ich früher nie geliebt. Und die Seligkeit zu lieben, so mit aller Kraft lieben zu können, hat mir nie Zeit gelassen zur Reue. Und ich werde es nie bereuen, Dir die ganze Stärke meiner Leidenschaft offen gezeigt zu haben. Ich bin keine von den christlichen Hausfrauen, welche die heißen Wünsche ihres Herzens, aus Furcht vor moralischer Abkanzelung oder ewiger Strafe, unterdrücken, und in ihrem Tugendbewußtsein reichlichen Ersatz für alles geopfert Glück finden. Ich bin nichts weiter — als stolz — ich will keine Seligkeit, die ich mir stehlen, über die ich vor der Welt erröthen müßte. Darum und darum allein — gehöre ich Dir nicht ganz in Liebe an. Erschwere

mir nun durch kein Wort, keine Bitte, mein Opfer! Beklage mich auch nicht — ich bin durch die Liebe zu Dir so felig gewesen, als eine Sterbliche sein kann. Was sie auch für Schmerzen in ihrem Gefolge haben mag — ich scheue sie nicht; ich werde Dir ewig für das höchste Glück meines Lebens dankbar sein.“ Eine Pause folgte diesen Worten. Den Kopf fest in die Falten des Kleides gedrückt, saß der Mann unbeweglich da. Als er das Gesicht erhob, war es bleich zum Erschrecken, doch ruhig. Seine Hand zitterte sichtbar, als er die andere, ihm so theure Hand erfaßte. Doch fest stand er auf, und erwiderte: „Ich verstehe Dich, Johanna, wir müssen uns trennen! Ich habe in Dir gefunden, was mir von Jugend an vorgeschwebt, als das Ideal des Weibes! Und wenn der Traum eines ganzen Lebens zur Wirklichkeit geworden — so verrauscht er nicht mit den andern flüchtigen Wellen der Zeit; sondern er prägt sich tief ein in das innerste Wesen mit ewig bleibender Bedeutsamkeit. So standest Du vor mir — so wirst Du immer vor mir stehen, in dem schalen Marionettenspiel aufgeputzter Puppen mit dem Hauch des Lebens



und seiner Würde! Doch daß auch die Weiblichkeit, die sich selbst behauptet, die nimmer herabsteigt zu unedlem Thun und Treiben, und dem Patriathum trotz, zu dem das Gesetz dieser Gesellschaft die Frau verurtheilt — daß auch diese Weiblichkeit der rohen Gewalt verfällt, und schmachvoller Mißhandlung, daß ein roher Wüßling Macht hat über eine Seele, deren Heiligthum ihm verschlossen ist, deren unendlichen Reichthum er nicht ahnt — das empört mein Innerstes gegen dies unverständige Gesetz der Welt, das solche Frevel zu heiligen Rechten, und solche Tempelschänderei zu einem gottgefälligen Wandel stempelt!“

„O wie viel wirst Du noch leiden müssen unter den Menschen, die Deines Wesens Bedeutung nicht verstehen! Und ich, der ich sie verstehe, der ich werth bin sie zu verstehen, der ich, beseligt von jeder neuen Offenbarung, auch aus dem kleinsten Zug seine ganze Tiefe herausfühle; der ich Dich, wenn die verständnißlose Kälte der Welt Dich eisig anhaucht, mit meinem Odem erwärmen, mit meinen Pulsen beleben möchte — ich — kann nichts thun — als Dich fliehn!“

Der Schmerz des Mannes mußte groß sein: denn eine Flut schwerer Thränen entstürzte seinen Augen; doch er schämte sich dieser Zeichen seiner Qual, drückte noch einen innigen Kuß auf die Augenlieder seiner Geliebten, und verschwand rasch.

Sie selbst saß starr und unbeweglich, so lange sie noch die verhallenden Tritte hören konnte. Dann bedeckte sie noch einige Minuten mit beiden Händen die Augen — und erhob sich plötzlich mit entschiedener Willenskraft. Nur den verstörten Zügen war es anzusehn, daß sie erst nach schwerem Kampf diesen Sieg über ihr Gefühl errungen. Mit fester Haltung, das Haupt kühn und frei erhebend, ging sie dann nach ihrer Wohnung, dem lieblichen Wiesenthale.

„Wieder einmal ein Schäferspiel gratis, ohne Entrée; eine rührende Scene,“ ließ sich die kreischende Stimme des Grafen Reizenstein vernehmen; „was sagen Sie dazu, Baron? Irgend eine wohlmeinende Fee führt uns a tempo herbei, wenn von dem Gott der Liebe eine Episode in Scene gesetzt wird. Doch zum Teufel, wer war denn der Glückliche, der diesen Schäfer spie-

len und im Schatten dieses Paradieses flott d'rauflos lieben konnte? Ein beneidenswerthes Loos! Im Salon dürfen wir armen Weltkinder die Liebe nur mit Glacéhandschuben anfassen; hier in Gottes freier Natur wird die Aktion lebhafter; es arrangirt sich alles ungekirter, wie weiland im seligen Olympos. Doch wer mag der Kavalier gewesen sein, der in diesem romantischen Irrgarten herumtaumelte, bis er seiner Dulcinea an's Herz sank? Ich muß ihn schon irgendwo gesehen haben — es ist eins von jenen Kupferstich-Gesichtern, die an den Läden zu hängen pflegen — etwas Apartes, was den Weibern gefällt; etwas in seinem Wesen, was sich nicht nach dem gewöhnlichen Bersmaaß unserer Salons skandiren läßt! Ach, nun fällt mir ein! Es ist ja der Leibarzt des Prinzen C., ein sehr liebenswürdiger Doktor, der schon manche recht glückliche Kuren, besonders bei den Frauen gemacht haben soll! — Aber wahrhaftig, Stein, die Dburn ist süperb! Wie trefflich sie die kleine Tugendhafte spielte! Man hätte fast glauben können, es wäre ihr damit Ernst! Doch ich möchte wohl sehen, wie weit ihr gerühmter Stolz aus-

reichen würde, wenn unser Prinz selbst einmal mit dem Leibarzt die Rollen vertauschte!“ —

„Glauben Sie an die Tugend dieser Frau? Heuchelei, nichts als Heuchelei! Die Tugend einer Frau, das perpetuum mobile, die Unsterblichkeit der Seele — das sind so verschiedene Variationen zu dem unerschöpflichen Thema der Chimären; lauter Erfindungen müßiger Köpfe, patentirter Unsinn! Wie wär' es, lieber Stein, wenn wir selbst unser Glück versuchten? Sollte es uns so schwer werden, ihr Trost zu spenden und ihrem Stolz ein wenig unter die Arme zu greifen?“ Kühn und siegsgewiß strich der Graf nach dieser Philippika seinen Schnurrbart, trällerte eine beliebte Opermelodie und spielte mit der Reitgerte. Doch Stein entgegnete empfindlich: „Ich muß Sie bitten, ein für allemal über diese Dame in einem andern Ton mit mir zu sprechen. Nach dem Auftritt, dessen Zeugen wir eben waren, achte ich sie sehr hoch, wer sie auch sein mag; und wenn Sie es wagen sollten, über diese Scene, die wir unritterlich genug waren, zu belauschen, frivole Klatschereien zu verbreiten, so werde ich die Ehre der

Dame zu vertreten wissen.“ „Aha, steht es so mein Freund? Nun ich gratulire, und wünsche besseren Erfolg, als Daphins der Erste erlangt,“ entgegnete hämisch Graf Reizenstein.

---

5.

Am Abende dieses Tages gab der Großfürst Constantin von Rußland der haute-volée Karlsbads einen glänzenden Ball. Dieser Ball war ein Ereigniß für die Badewelt, die sich in mancherlei spöttischen und geistvollen Bemerkungen über die persönlichen Beziehungen des Fürsten, über sein Familien- und Herzensleben erging. Denn diese Verhältnisse waren keinem der Karlsbader Gäste ein Geheimniß. Sah man doch seine Gemahlin, die edle Fürstinn Helene, täglich bleicher und kränker am Brunnen erscheinen, während das Auge ihrer Hofdame, der üppig schönen Gräfinn Sidonie von Lichtenfels jeden Morgen freudiger strahlte, wenn es den flammenden Blick des Fürsten traf. Daraus schloß denn die natürliche Logik der Karlsbader Gesellschaft, daß dieser Ball von dem Fürsten, weniger zu Ehren der franken Gemahlin, als zur Unterhaltung der Gräfinn

Sidonie gegeben wurde, welche den Tanz leidenschaftlich liebte.

Da Schönheit und Reichthum sich überall Geltung verschaffen, so war auch Madame Dburn mit zu diesem Feste geladen. Es war nicht Leichtsinns, daß sie erschien, nach so tiefen schmerzvollen Erlebnissen des Herzens: es war der Stolz, der weder andern, noch sich selbst einräumen wollte, daß sie unendlich litt.

Als sie am Morgen ihre Wohnung wieder erreicht, schloß sie ihr Gemach, ließ die Vorhänge nieder, drückte das Gesicht tief in die Rissen des rothseidenen Divans, und preßte die Hände fest an das Herz. Das war die Feierstunde, in der sie alle Bilder der Seele heraufbeschwor, den Schmerz walten ließ mit aller Macht, bis die wilden, zerreißenen Akkorde allmählich übergingen in sanftere Melodien, bis sie schwelgen konnte in diesen phantastisch-süßen Uebergängen, und so den Schmerz besiegte, indem sie sich ganz ihm hingab. Als die Zeit der Toilette kam, erhob sie sich ruhig, klingelte ihrem Kammermädchen, und ließ sich zum Ball schmücken. Gleichgültig betrachtete sie in dem hohen Mahagoni-

Spiegel ihr Bild. Und wenn sie auch ohne Eigenliebe sich zugestehen konnte, daß es reizend war — so konnte dieß Geständniß doch kein Lächeln der Befriedigung hervorrufen. Ein echtes Weib ist nur dann eitel, wenn sie den Geliebten durch ihre Reize beseligen will. Was lag ihr Heute an ihrer Schönheit, da ihr Geliebter sie nicht bewundern konnte?

Ihr Anzug war einfach, aber schön. Sie trug ein weißes Blondenkleid, mit Rosa-Atlas gefüttert, einen Kranz von natürlichen Rosen in den langen braunen Locken, und um den marmorweißen Hals eine Schnur echter Perlen. „O Madame, wie engelschön sind Sie heute,“ sprach die treue Lisette, die schon Jahrelang die Dienste einer Kammerjungfer versah; dabei musterte sie die holde Erscheinung von allen Seiten. „Wie werden die alten, häßlichen, vornehmen Damen noch häßlicher werden vor Neid, und gelber, als sie schon jetzt sind; und wie glücklich werden all die schönen, feinen Fürsten und Grafen sein, wenn sie nur einen Blick von Ihnen erhaschen.“ „Schweig doch, Lisette, mit diesen albernen Reden; Du weißt es ja zu gut, wie traurig mein Herz



unter diesem Atlas schlägt. Ich bin wohl kindisch, daß ich solche Angst habe; doch ich fürchte mich fast, allein in diese Gesellschaft zu gehn. Der heutige Tag steht so bedeutsam vor meiner Seele, als müßte er ein Wendepunkt meines Geschickes sein, der mich unvermeidlich in ein neues Verhängniß hineinreißt.“ Sinnend und ernst sah sie sich darauf noch einige Sekunden im Spiegel mit prüfendem Blick an — ließ sich dann die weiße Spitzen-Mantille um den edlen Nacken legen, sprang grazios in den Wagen, und rief mit jugendlich heller Stimme dem Kutscher zu: „Zum Palais des Großfürsten Constantin!“

„Hier saß im Empfangzimmer die Fürstinn auf sammetnem Divan, neben ihr die ältesten und vornehmsten Damen, und hatte für jeden der ankommenden Gäste ein freundlich-gewinnendes Lächeln in Bereitschaft. Doch hinter diesem Lächeln, hinter all' dem Glanz, der sie umgab, lauerte der schadenfrohe Dämon, welcher den Großen dieser Welt auf der Ferse folgt.

Noch am Abend waren die Augen der Fürstinn trübe und geschwollen durch anhaltendes Weinen! Vergebens

umstrahlte sie die Pracht der Diamanten; vergebens borgten ihre eingefallenen Wangen von der Schminke einen lügnerischen Glanz. Ihr unseliges Schicksal sprach allzu beredtsam aus ihrem Blick. Der jüngere Theil der Damen ging indeß gruppenweise, auf die ersten Töne des Orchesters sehnsüchtig harrend, im Saale auf und nieder. Unter den jugendlichen Gestalten zeichnete sich die Gräfinn Lichtenfels auffallend aus. Es war eine Junonische Figur, mit tiefschwarzen Locken, brennenden großen, braunen Augen und strengregelmäßigen Zügen. Ihr Teint war blendendweiß, ätherisch gehoben durch ein feuerrothes Creppkleid, das den üppigen Busen, die Schultern und Arme frei ließ. Aehren von Diamanten waren überreich in die Locken genestelt; und zeugten von dem feinen Geschmack und dem Reichthum der Dame. Mit herausforderndem, frechem Blick musterte sie durch die geöffneten Flügelthüren die Herren, die in dem nächsten Salon versammelt waren. Bei aller Schönheit war diesem Wesen doch der Stempel einer Sinnlichkeit aufgedrückt, die jedes geistige Element ausschloß, und sich, im vollen Bewußtsein ihrer alleinigen

Berechtigung breit zu machen suchte. Unangenehm berührt wandte die reine Fürstinn ihr gekränktes Auge von ihr, so oft sie eine unfreiwillige Zeugin von der heißen Glut war, mit der ihr Gemahl an jeder Bewegung dieser Circe hing. — Ein Geräusch im Vorzimmer verkündete den Eintritt eines neuen Gastes. Die Herren hielten ihre Vornetten unverschämt vor die blöden Augen, und nahmen die widerlich süßesten Minen an. Auch Gräfinn Sidonie wandte ihr schönes Köpfschen dorthin, und ein unangenehmer, höhnischer Zug um den kirschrothen Mund ließ errathen, daß die neue Erscheinung gerade keinen erfreulichen Eindruck machte. Mit großer Verachtung, die sich besonders im Ton der Stimme aussprach, wandte sich die Gräfinn zu einer neben ihr stehenden Dame mit den Worten: „Nein, das ist empörend; das ist zu arg! Sehen Sie nur — da erscheint sogar die Madame Dburn in unserem Kreis. Ich begreife wirklich nicht, wie der Fürst die Rücksichten, die er der Gesellschaft und seinem Range schuldig ist, so sehr vergessen kann, daß er diese Bürgerliche hier einführt. Aber so sind

die Männer! Wo sie ein hübsches Pärchen entdecken, da übersehen sie die fehlenden Ahnen, und ergehen sich noch in lächerlichen Phrasen, in denen die guten und bösen Geister eine Hauptrolle spielen, der gute Zeitgeist, der den bösen Kastengeist besiegt, und wie die schönen Redensarten alle heißen. Ich werde aber nie vergessen, was ich mir schuldig bin. Auf denn, meine Damen, wir wollen uns gegen diese Toleranz der Herren opponiren, und für den heutigen Abend auf die Freude des Tanzes verzichten, wenn wir sie mit Madame Dburn theilen sollen. Sie muß es fühlen, daß sie in diese Gesellschaft nicht gehört, und uns künftigen Skandal ersparen.“ „Sehen Sie nur, sehen Sie nur,“ zischelte es von vielen süßen Lippen, „wie unbeholfen und ängstlich sie scheint; wie haltlos sie nach Rath und Hülfe sucht! Und welche gewöhnliche Schönheit — ein frisches Landgesicht, wie man's bei der Heuernte dügendweise sieht; nichts weiter! Und darüber machen die Kavaliere so viel Geschrei, daß man in allen Gesellschaften von dieser obskuren Person hören muß!“ Die junge Frau, welche den hochadligen Damen so großes Aergerniß ver-

ursachte, schien indeß nichts weniger als verlegen. Mit einer Sicherheit, als sei sie von Jugend auf an so prächtige Räume und an so geistlos vornehme, nichts sagende Physiognomien gewöhnt, schritt sie stolz durch das Vorzimmer in den Empfangsalon der Fürstinn Helene, sah die unglückliche Frau mit lieben, unschuldsvollen Augen so bittend, so verständnißsinnig an, daß sie bei ihr augenblicklich das regste Mitgefühl erweckte. Die Fürstinn verließ ihren Platz, trat der Dorn einen Schritt entgegen, reichte ihr freundlich, wie zum Schutze die Hand, und zog sie neben sich auf ein leeres Tambourett nieder. Die Hofgesichter wußten nicht, wie sie bei diesem unerwarteten Anblick ihre Mienen zurecht legen sollten. Zum Glück für sie wurden jetzt die Thüren des Ballsaals geöffnet und ein rauschender Walzer des in jenem Sommer so beliebten Componisten Labitzki überhob sie aller Zweifel. Die beatlasten Füßchen der Damen trippelten vor Ungeduld, ob der Vornehmste der Gäste, Prinz C\*\*, nicht das Signal zum Tanze geben werde! Alle hatten den großartigen Entschluß, mit einer ahnen-

losen Frau nicht in die Reihen zu treten, über der verführerischen Melodie vergessen. Gräfinn Sidonie stand grazios in stummer Erwartung; denn es handelte sich um die Frage, mit welcher Dame wohl der Prinz den Reigen eröffnen werde. Obgleich sie die erklärte Geliebte des Großfürsten war, hatte sie doch alle ihre Koketterieen angewandt, während der Saison die Aufmerksamkeit des Prinzen auf sich zu ziehen, dessen Empfänglichkeit für weibliche Schönheit keineswegs zu den Mystereien Carlsbads gehörte. Bis jetzt hatte er allen ihren Lockungen ein kalt höfliches Benehmen entgegengesetzt, und ihren Hochmuth dadurch bitter gekränkt. Gerade deshalb war sie bereit, zu dieser Eroberung alle ihre Kräfte aufzubieten, und hoffte viel von dem heutigen Abend, weil sie die Königin dieses Festes war, welcher der Prinz, nach allen Regeln der Etikette, sich nähern mußte. Schon eine geraume Zeit hindurch ertönte die Musik, und noch immer stand der Prinz, vornehm nachlässig, in der Salonthüre, den reich und bunt geschmückten Frauenkreis mit gleichgültigem Blick übersehend. Endlich ging er, dem Ceremoniell gemäß, lang-

sam auf die Großfürstin zu, um mit ihr, als der Dame vom Hause, die Polonaise aufzuführen. Als er ganz nahe vor ihr stand, blieb er plötzlich, wie verzaubert, stehen — ein unbeschreiblicher Ausdruck der Ueberraschung und des Entzückens übersflog seine Züge. Starr blickte er einige Sekunden die Madame Dburn, die neben der Fürstin saß, an; ging, wie bewußtlos, zu ihr, und bat sie fast schüchtern um das Glück mit ihr zu tanzen. Freundlich reichte sie ihm den Arm, und, von den Wellen der Musik getragen, schwebte das schöne Paar durch den Ballsaal. Das Geflüster der Medisance, aufgeregt durch so unerhörten Vorfall, zischelte rechts und links. Nur wenige Herren, namentlich der Großfürst, räumten ein, daß der Prinz ganz vernünftig handle, wenn er, unbekümmert um Rang und Etikette, mit der Dame tanze, die ihm am besten gefalle. Zu jener Zeit war der Prinz C\*\* ein verführerischer Mann, mit einem schönen Kopf, geistreichen Augen, einer edeln griechischen Nase, einem überaus feinen Mund, der bei dem eigenthümlich=angenehmen Lächeln zwei Reihen auffallend kleiner, weißer Zähne blicken ließ, mit einer eleganten,

großen und schlanken Figur. Auch lag in seinem Wesen eine Ritterlichkeit, deren Zauber durch echt modernen esprit erhöht wurde und dem Prinzen da, wo es ihm darauf ankam, all' die brillanten Pointen seiner Persönlichkeit zusammen zu fassen, unwiderstehlich machte. Zum ersten Male in seinem Leben war dieser feine Weltmann befangen, und um Worte verlegen. Dieser Frau gegenüber wollte ihm eine gewöhnliche Ball-Conversation nicht gelingen. Er fühlte wohl, daß er hier andere Saiten berühren müsse. Mit leidenschaftlichem Blicke versenkte er sich in das reizende Formenspiel dieser Frau, fester, als es die Sitte des Tanzes verlangt, umschlang er ihre zarte Taille; für alles andere waren seine Sinne verschlossen. Er bemerkte weder die boshaften Blicke der Gräfinn Sidonie, noch die ängstlich-beforgten der Fürstinn Helene; frei und ohne Zwang überließ er sich seinem Gefühl. Doch seine Tänzerinn verrieth deutlich die Angst, die sie über diese sichtbare Auszeichnung fühlte. Sie entzog sich ihm, wo es nur irgend möglich war, obgleich der Prinz sie fast keinen Augenblick verließ. In höchster Bedrängniß irrte ihr Auge umher, Schutz su-



chend bei irgend einem befreundeten Wesen. Doch alle Gesichter waren ihr fremd — alles sah sie an mit lauernd kaltem Blick; Niemand tanzte mit ihr, aus Respekt vor dem Prinzen, dessen Gewalt sie ganz anheim gegeben schien, und so Reden ruhig anhören mußte, die ihr das Blut immer heißer in die Wangen trieben. Endlich, als der Prinz sich einen Augenblick entfernt, um ihr ein Glas Eis zu holen, trat ein ernster junger Mann, der Baron Stein zu ihr und bat sie um einen Tanz. Freudig, als sei sie erlöst von einer großen Qual, sah sie ihn an, und schloß sich, als der Prinz wieder eintrat, fester an seinen Arm. Der junge Mann verstand dies stumme Zeichen der Furcht und flüsterte ihr zu: „Vertrauen Sie mir; ich schütze Sie, und müßte ich mein Blut für Sie opfern!“ Mit großer Hestigkeit drängte sich der Prinz an den Baron Stein heran — versuchte auf jede Art, ihn zu reizen — und gerieth fast außer sich, als er die Ruhe bemerkte, mit der Stein sich selbst bezwang. Den nächsten Tanz eröffnete er wieder mit der Dburn. Unter dem Vorwand, sie müsse sich in einem kühlen Zimmer durchaus etwas erho-

len, zog er sie in ein kleines Gemach, über das Drangenblüthen ihren Duft und eine dunkelrothe Kristall-Ampel ihr dämmerndes Licht ausgoß, führte sie zu einem Atlas-Divan, und nahm neben ihr Platz. Stumm saßen beide da; ihr Busen flog heftig; die Hände bebten; sie hatte nicht den Muth, in seine flammenden Augen zu sehen. Stürmisch sprang er auf, kniete vor ihr nieder, und rief in höchster Extase: „Sie sind das göttlichste Weib, das ich je gesehen! Ich liebe Sie, liebe Sie wahnsinnig, will Sie besitzen um jeden Preis! Wohin Du auch gehst, süßes Weib, ich werde Dir folgen; ich werde nicht eher ruhn, bis ich Deine Liebe errungen! Das schwöre ich Dir bei meiner fürstlichen Ehre!“ Mit leiser, aber fester Stimme erwiederte die Frau, ohne ihre innere Bewegung zu verrathen: „Was hab' ich Ihnen gethan, mein Prinz, daß Sie es wagen, mich so tief zu kränken; mir Worte zuzurufen, aus denen ich nur sehe, wie tief Sie mich verachten. Mögen Sie Ihre galanten Phrasen an Damen von Stande richten, die das zu würdigen verstehen; mir ist eine Liebe, wie sie aus Ihren Worten spricht, gänzlich unverständlich. Sie

kennen mich nicht; was lieben Sie denn an mir? O, Sie profaniren die heilige Liebe, denn das, weshalb ich vielleicht werth wäre, geliebt zu werden — das ahnen Sie nicht. Sie lieben die flüchtigen, jungen Reize meines Körpers; und darin liegt die Schmach und Entwürdigung für mich.“ Nach diesen Worten wollte sie sich erheben; doch er hielt sie gewaltsam zurück, und rief leidenschaftlich: „Weib, so darfst Du nicht von mir gehen, um Gottes Willen, Weib, so nicht. Sieh, ich bin reich; ich bin Fürst; allen Glanz, alles Glück der Erde lege ich zu Deinen Füßen nieder. Du sollst Herrinn werden über alles, was ich besitze — nur liebe, liebe mich! Und wenn Dein zögernder Muth Dir nicht hinweghilft über alle Schranken und Hemmnisse zu raschem Entschluß — o so laß mir wenigstens die Hoffnung, daß ich einst nach Wochen, Monaten — oder selbst nach Jahren Dich besitzen werde.“ Mit einem prächtigen, stolzen Blick sah die junge Frau den Prinzen an, und erwiederte nur: „Ich verachte Ihren Glanz — und Sie selbst von Herzen!“ Außer sich vor Leidenschaft, umklammerte der Prinz Ihre Kniee und drückte heftige

Küsse auf ihr Gewand. In diesem Augenblicke wurde die Thüre leise geöffnet und das schöne, doch maliciöse Gesicht der Gräfinn Lichtenfels schaute hinein. Ein spöttisches Lächeln verklärte gleichsam ihre Züge und bildete den besten Commentar zu ihren Worten: „Entschuldigen Ew. Königl. Hoheit, wenn ich störe; ich wünschte nur, mich hier an diesem kühlen Ort etwas von der Hitze des Balles zu erholen.“ —

[Gräfinn Sidonie sorgte, nach den Grundsätzen der christlichen Liebe und weiblichen Ritterlichkeit dafür, daß nach wenigen Minuten die ganze Ballgesellschaft über die Liebescene im Klaren war.] Ueberall flüsterte man von der zärtlichen Attitüde, in der Prinz E\*\* mit Madame Dburn im einsamen Gemach betroffen worden, und fügte natürlich hinzu, daß die Frau den Bewerbungen des Prinzen ein williges Ohr geschenkt. Die Stimmung in der Gesellschaft war hierüber sehr verschieden. Die jungen Fräuleins, nebst den altadligen Müttern, konnten es einer Bürgerlichen nimmer vergeben, zu der Ehre einer fürstlichen Maitresse, nach der sie alle selbst strebten, erhoben zu werden. Darum sprach man das Anathem

über sie aus; aus Neid wurde sie geächtet. Bei den Männern hatte die Frau dadurch an Ansehen gewonnen; und man war nur unschlüssig, wie man das Betragen gegen sie einrichten müsse, um die hohe Gnade des Prinzen nicht zu verscherzen. Doch auch nicht einem Einzigen in der Gesellschaft schien es möglich, daß eine bürgerliche Frau zu stolz sein könne, Maitresse zu werden. Nur Baron Stein entgegnete dem Grafen Reizenstein, der sich auf seine Prophezeihungen viel zu Gute that: „Nach dem, was ich heute Morgen gehört, werde und kann ich nimmer glauben, daß die Durn, dem Prinzen gegenüber, sich nur das Geringste vergeben habe; es ist ein Etwas in dieser Erscheinung, was mich durchaus an eine edle Natur glauben läßt.

Fürstinn Helene hatte sich, ihrer Kränklichkeit wegen, früh in ihre Privatzimmer zurückgezogen — Gräfinn Sidonie, geärgert und gelangweilt, war weniger liebenswürdig, als sie es sonst zu sein pflegte, und folgte bald dem Beispiel der Fürstinn. Dies war das Signal zum allgemeinen Aufbruch; und zeitig trennte sich die Gesellschaft. Prinz E\*\* führte die Durn zu ihrem

Wagen, hob sie scheinbar vertraut hinein, wurde aber von zwei nervigen Armen unsanft zurückgeschoben, als er sich selbst ohne Umstände mit hinein setzen wollte. Er wandte sich um; und ihm entgegen bligten die zornigen Augen des Baron Stein, der ihm die Worte: „Du Schurke“ verständig ins Ohr flüsterte. —

Im Innersten aufgeregt und erschüttert, betrat die Oburn ihr trauliches Gemach. „O das war ein böser, böser Tag für mich,“ sprach sie zu ihrer vertrauten Lisette, froh, ein Wesen zu finden, dem sie alles mittheilen konnte, was auf ihrem Herzen lastete; „ach wäre ich doch fort, weit fort von hier, fort von allen diesen Erinnerungen! Wie reizend dachte ich mir als Kind das Leben der Welt; wie verwebten sich stets in alle meine Träume Bilder des Glanzes und Glücks — und nun? Wie fade erscheint mir alles; wie hat doch so Nichts von all' dem Glück mich befriedigt! Ich bin doch recht elend,“ fuhr sie in einem Tone fort, der für die Wahrheit der Worte die beste Bürgschaft war; „so jung und so freudlos hinsterben zu müssen; mein Herz so heiß — und nirgends Erquickung; die Eltern todt

— und mein Mann — o mein Mann — das ist ja gerade mein Elend! denn in meiner Ehe fühle ich mich am einsamsten, weil ich nie verstanden werde; weil mein Herz, mit all' seinem glühenden Ringen nach einem edeln Leben, hier an Gemeinheit und Bosheit scheitert — o das ist wohl ein tiefes Unglück!“ Einzelne Thränen entströmten den schönen Augen; dann fuhr sie leise, doch leidenschaftlich fort: „Vergieb mir, Franz! Nein, ich bin nicht elend; ich habe Dich ja gefunden, und die Liebe zu Dir ist Erlösung von all' der Noth, von all' dem Schmerz des Lebens! Welche Seligkeit liegt darin, den Mann, den man liebt, in jeder Beziehung edel und groß zu wissen! Ob ich ihn wohl lieben könnte,“ sprach sie träumerisch weiter, „wenn diese Größe eine erlogene wäre, zu der ihn die Sophistik eines vielgewandten Geistes emporgeschwindelt oder die trunkene Phantasie meiner Liebe? Ob ich ihn lieben könnte, wenn ich ihn verachten müßte?“ Ahnungsvoll hielt sie hier inne, bedeckte die Augen mit der Hand, als wolle sie ein Bild verhüllen, das unheimliche Angst in ihr erwecke!

Bei dem Auskleiden übergab ihr Lisette einen Brief ihres Mannes. Er lautete:

„Meine liebe Johanna!

Es freut mich herzlich, daß Dir das Leben in Carlsbad auch ohne mich gefällt. Wie ich höre, sollst Du und unsere schönen Pferde allgemeines Aufsehen bei den Männern machen. Mir ist das recht! Sehen doch die Leute daraus, daß ich einen guten Geschmack habe. Meine Frau muß bemerkt werden; das verlange ich — denn ich bin ein reicher Mann. Daß Du mein Vertrauen nicht täuschest; das ich, in Betreff Deines Umgangs mit den Männern in Dich setze, weiß ich sehr gut; denn ich kenne ja Deine platonische Liebe, von der ich nichts verstehe und nichts verstehen will, weil sie dummes Zeug ist. Adieu, liebe Frau! Morgen reise ich von hier ab, um Dich zurückzuholen, und hoffe, Dich recht blühend und kräftig anzutreffen.

Dein Dich liebender Mann.

David Dburn.“



Seufzend legte die Frau das zarte Billet wieder zusammen; und suchte auf ihrem einsamen Lager Schlaf — und Vergessenheit!

6.

Das Wiesenthal bei Karlsbad ist eine überaus nette, kleine Meierei, und zugleich ein sehr beliebter Bergnützungsort der Kurgäste. Es liegt ungefähr  $\frac{1}{8}$  Meile von der Stadt entfernt, dicht unter dem Kreuzberge, in einer entzückenden Umgebung. Ein sehr schöner, großer Garten mit den reichsten Blumenpartieen und dichtverwachsenen Laubgängen, durch den sich die Eger gleich einem Silberbande schlängelt, umgiebt das freundliche Wohngebäude. Alles war hier so friedlich und still, und bildete einen schneidenden Contrast mit all' den Leidenschaften der Menschen, die das bewegte Karlsbad umschloß. Madame Tburn mit ihrer Dienerschaft bewohnte in diesem Sommer die für Badegäste eingerichteten Zimmer der Meierei. Mit den Fremden, die Nachmittags dort herauskamen, um ihre Tasse Kaffee mit Schmelten und Hörnchen zu trinken, kam sie in keine

weitere Berührung. Nur an Concerttagen öffnete sie wohl die Flügelthüren ihres Gartensaales oder setzte sich in die Weisblattlaube, die eigends zu ihrem Logis gehörte. Doch sah man sie gewöhnlich allein. Nur dann und wann ließ sie einen Musiker, bei dem sie ein bedeutendes Talent entdeckte, zu sich einladen. Weil sie Musik leidenschaftlich liebte, zeigte sie sich, solchen Künstlern gegenüber, stets artig und generös, und wurde in manchen Kreisen die Beschützerin der Kunst genannt. Auch kam sie in den Ruf eines beispiellosen Reichthums. Die Besitzerin der Meierei, eine gewisse Frau Meier, war ein originelles Weib, das eine nähere Charakteristik verdient. Von ihrem wahren Namen und ihrer Herkunft wußte man nichts. Der Sage nach war sie vor vielen Sommern mit einem polnischen Grafen, der sie seine Frau nannte, nach Carlsbad gekommen. Obgleich ziemlich roh, hatte sie doch während der Saison die Aufmerksamkeit vieler stattlichen Cavaliere auf sich gezogen, und da sie glänzend lebte, war sie sogar eine von den Damen geworden, welche den Ton in der Gesellschaft

angaben. Eines Morgens war der Graf plötzlich verschwunden, und die trauernde Gattinn blieb allein zurück, ohne Geldmittel dem allgemeinen Hohn preisgegeben. Doch die Pseudo-Gräfinn faßte sich kurz, verkaufte ihre Juwelen und kostbaren Gewänder, und erstand für das daraus erlöste Geld die Meierei Wiesenthal, die gerade zum Verkauf ausgedoten wurde. Hier lebte sie nun schon seit 10 Jahren still und zurückgezogen von der übrigen Welt — eine echte Philosophinn, ruhig weiter, bis sie, durch die vielen Fremden, die dort eifrig die Gegend durchstreifen, vielfältig dazu aufgefordert, ihr kleines Eldorado zu einem öffentlichen Lustort umschuf. Zu den schwächsten Seiten dieser Frau gehörte eine große Schwaghastigkeit, die besonders mit vielem Behagen bei den Thaten ihrer Jugend, und all' den Eroberungen, die sie gemacht, verweilte. Die jungen Herren, die namentlich in diesem Sommer sehr häufig zu ihr herauskamen, hatten diese Schwäche bald bemerkt, hörten mit übergroßer Geduld Stundenlang den Erzählungen ihrer Erlebnisse zu, bis es ihnen gelang, ganz unvermerkt die Rede auf die jezige Einwohnerin der Meierei, der Ma-

dame Oburn, zu bringen. So hatten sie glücklich entdeckt, daß die junge Frau sehr unglücklich sein müsse, daß sie viel, viel weine, und ihr Mann in einigen Tagen erwartet werde, um seine Gemahlinn zurück zu holen. Diese Notizen genügten den neugierigen Forschern, um selbstgefällige Hoffnungen und Folgerungen daran zu knüpfen, wie es junge Männer immer thun, wenn sie von einer unglücklichen Ehe hören.

Es war schon spät am Morgen, als Madame Oburn nach jener Ballnacht erwachte. Ihr fieberhaft geröthetes Antlig, ihr wogender Busen, zeugten von keiner süß durchträumten Nacht. Im Zimmer war es unerträglich schwül; rasch zog sie die grün seidenen Vorhänge zurück, öffnete das Fenster, und sah, ungenirt, noch im weißen Nachtkleide und Schlafhäubchen, in den blühenden Garten hinaus. Der frische, von Blumen-  
dust durchwehte Morgen that ihr unendlich wohl, die Brust athmete geregelter; die unnatürliche Röthe wich ihrer gewöhnlichen, gesunden Farbe. Heiter, wie ein Kind, schlug sie die tiefinnigen Augen bald zum Him-

melsgewölk auf; bald ließ sie den Blick auf einer durch die Nacht erschlossenen Blume haften. Da plötzlich schrad sie sichtbar zusammen: sie erblickte den Prinzen E\*\*, der höchst leutselig im eifrigen Gespräch mit Frau Meier, im Hauptgang des Gartens auf und ab promenirte. Wie ein gescheuchtes Reh sprang sie vom Fenster, und zog sich in die entfernteste Ecke des Zimmers zurück. Der gestrige, bewegte Abend, den sie noch vor wenigen Minuten, wie einen banger Traum ansah, stand lebendig vor ihr; verworrene Ahnungen eines nahen und großen Unheils ergriffen sie; und als wollte sie dem eigenen, dunklen Verhängniß entfliehen, vertiefte sie sich in die Lektüre der „Indiana.“ Während sie andächtig alle Empfindungen und Leidenschaften nachfühlte, die in diesem Buche so hinreißend geschildert sind; während sie in dem Geschick der „Indiana“ das Walten derselben Mächte erkannte, die ihre Gegenwart beherrschten und mehr noch ihrer Zukunft verhängnißvoll zu werden drohten: wurden in dem Nebenzimmer, mit geschäftiger Hast, die Waffen geschmiedet zu ihrem Verderben. Das dicke, morchelartige Gesicht der Frau Meier strahlte vor Bonne

und Glück. Geschäftig lief sie hin und her, blieb dann vor ihrem Schenk mädchen, einer verschmigten Wienerin, stehen, und sprach mit Mund und Händen: „Therese! Schnell! Spute Dich! Prinz E\*\* wollen höchstiegen heute Mittag hier speisen. Schlachte die Hühnel, pflücke Schoten, oder rühr' lieber erst die Mehlspeise ein! Nur rasch, rasch, Mädchen! Wir haben wenig Zeit, und der Prinz wird viele Gerichte essen wollen. Gott,“ fuhr sie mit komischem Pathos fort, „ist das ein liebenswürdiger Prinz! Therese, denke nur! Se. Durchlaucht haben lange mit mir gesprochen, und finden alles so schön bei mir, daß Sie hier häufig diniren wollen! Das ist noch ein Prinz, so familiar, so leutselig; an dem sollten alle Kavalierere sich ein Muster nehmen! Es ist recht schade, meinen der Prinz, daß mein Logis schon vermiethet ist, sonst würden Sie es gern bewohnen; doch vertreiben wollen Sie die Dburn nicht, um keinen Preis! Nun, das ist wahr, sie zahlt auch gute Miethe — doch, nicht wahr, Therese, schöner würde es klingen, Prinz E\*\* nebst Gefolge logiren im Wiesenthal, als Madame Dburn nebst Dienerschaft. Doch es ist

nun einmal so; und weil es dem Prinzen hier gar so sehr gefällt, und er doch inkognito leben will, so habe ich ihm mein eigenes Wohnzimmer abgetreten. Therese! Ich verbiete Dir, darüber zu sprechen, am wenigsten mit der zimperlischen Jungfer Lisette; denn wenn die Oburn das erführe, wäre sie im Stande, gleich abzureisen. Bei Tage wollen Se. Durchlaucht auch gar nicht hier sein; nur des Nachts, um hier ruhiger zu schlafen, als in der geräuschvollen Stadt. So kann es auch Niemand erfahren. Wenn Du klug bist und schweigst, haben Dir der Prinz 3 Friedrichsd'or Trinkgeld versprochen; — danach richte Dich, Mädchen!“ Mit einer sehr bezeichnenden Pantomime gelobte die würdige Gehülfin der Frau Meier Verschwiegenheit; und beide fuhren eifrig in ihrem Gespräche fort. Ganz vertieft in dasselbe, hatten sie die leisen Fußstritte eines Mannes nicht gehört, und erschracken gewaltig, als der Baron Stein mit lauter Stimme um eine Tasse Chokolade bat. In lebhaftestem Selbstgespräch schritt er hierauf dem Garten zu: „Ist's Dir und allen Deines Gelichters nicht genug, euch zu nähren von dem Schweiß und Blut



der geknechteten Völker; müßt ihr auch noch tief hineingreifen in das Allerheiligste der Herzen, und Seelen vergiften, Seelen, deren innerstes Leben ein Gottesdienst ist aller großen und edeln Gedanken? Und jetzt, da Rang, Schönheit und Geld machtlos sind, gegenüber dieser innern, stillschaffenden Gewalt der Seele, die an sich selber ein unwandelbares Gesetz hat — jetzt verbindest Du Dich, Nichtswürdiger, mit einer Kupplerin, um das Weib, das Dich stolz verschmäht hat, durch List und Gewalt zu bestegen. Doch solchem frechen Beginnen will ich entgegentreten; und beglücken soll es mich, wenn Du Schiffbruch leidest mit Deinen nackten Hoffnungen und Wünschen, und die Qual unbefriedigter Liebe Dich aufzehrt! — Die Durn soll nichts erfahren von dem Gewölk, das sich an ihrem Himmel zusammenzieht! Sie schlafe in Frieden; ich selbst will ihren Schlummer bewahren!“ Zum erstenmale besuchte Baron Stein heute das Wiesenthal; und es gefiel ihm, in seinen Phantasien diesen bedeutungsvollen Zufall einem dunkeln Beruf zuzuschreiben, der ihn zum Schutzgeist der Durn bestimme. Der Zug der Sympathie führte ihn in die

Geisblattlaube; hier saß er träumerisch, und schrieb Hieroglyphen in den gelben Sand, der die Erde bedeckte. Nachdem Madame Dburn sicher war, daß ihr Schreckbild, der Prinz E\*\*, den Garten verlassen, nahm sie Buch und Handschuhe und ging ihrer Laube zu. Verwundert und zögernd blieb sie einen Augenblick stehen, als sie den fremden, jungen Mann, dessen Anblick die Erinnerung an den letzten, verhängnißvollen Abend in ihr erweckte, darin sitzen sah. Dann trat sie jedoch rasch ein, und sprach, als sie bemerkte, daß er sich entfernen wolle, freundlich zu ihm: „D bleiben Sie doch, wenn Ihnen der Platz gefällt. Ich verdränge Niemanden von da, wo es ihm wohl ist!“ Dann setzte sie sich dem jungen Manne gegenüber, und las, ohne die geringste Notiz von seiner Gegenwart zu nehmen, ruhig in ihrem Buche weiter. Regungslos saß Stein da; in seinen Zügen wechselten Farbe und Ausdruck; er wollte gehen; aber es hielt ihn mit unsichtbaren Händen zurück. Was ihn so magisch hinzog zu dieser Frau: war es Liebe, war es Mitleid? Er wünschte, sie möchte zu ihm sprechen; denn die Lieblichkeit ihres Wesens gewann

durch den geistigen Ausdruck, der bei'm Sprechen ihre Züge verklärte; und ihre Worte klangen so einfach und innig, ein Evangelium des Herzens.

Es war eine liebenswürdige Eigenthümlichkeit der Oburn, mit den fremdesten Menschen, sobald sie mit sicherem Blick einen geistig verwandten Zug in ihnen entdeckt, so vertraut umzugehen, als sei sie längst mit ihnen befreundet, ohne die Furcht, dies off'ne Entgegenkommen könne mißverstanden werden. So sah sie auch hier den ihr gegenüberstehenden Mann traulich an, und sprach, während sie das Buch fortlegte und einige Geisblattblüthen zerpflückte: „Ich las eben in der Indiana, und bin von der lebenswahren Schilderung der Leidenschaft und des Schmerzes so ergriffen, daß ich heute nicht weiter lesen kann.“

„Im Glücke, gnädige Frau,“ entgegnete Stein, „muß man ein solches Buch nicht lesen, so schön es auch sein mag. Sie begehen damit ein Unrecht an sich selbst! Eine edle Natur muß ein reines, ungetrübtes Glück genießen; und wie ein gerechtes Geschick den Schmerz und die Trauer von ihr fern halten würde, so

muß sie selbst jede Berührung mit diesen unheimlichen Gewalten vermeiden, gleich als würde sie dadurch entweiht und herabgezogen.“

„Das sind ideale Träume! Und wissen Sie denn so sicher, ob ich glücklich bin; ob nicht ich gerade ein Recht habe, alle Schmerzen der Indiana mitzufühlen?“

Stein sah ihr mit prüfendem Blick, den sie nicht vermied, in das thränenfeuchte Auge:

„Wohl, ich will glauben, daß Sie leiden; und bin gewiß, daß Sie werth sind, solche Schmerzen zu ertragen!“

„Nun, das klingt sonderbar,“ entgegnete sie mit erzwungener Heiterkeit; „Sie wünschen mir Kummer und Elend, so ernsthaft, so von Herzen, wie die gewöhnliche Welt Freude und Glück zu wünschen pflegt.“

„Wenn ich einer Frau Schmerzen wünsche, wie sie Georges Sand die Indiana fühlen läßt, heilige Schmerzen über die Entwürdigung des Weibes und ihre modernste Knechtschaft — dann muß ich diese Frau sehr hoch stellen, und ihr große Kraft und eine alles bezwingende Liebe zutrauen.“

Wiederum trat eine längere Pause ein, die beiden gleich peinlich war. Sie fühlte nur zu gut, daß die innerste Quelle ihrer Leiden entdeckt sei, und er erkannte, daß es nicht in seiner Macht stehe, diese Schmerzen zu heilen. Sie reichte ihm stumm und ohne Ziererei die Hand; es war ein geistiges Verständniß, das diese edeln Naturen einander näher führte.

„Es thut mir wirklich leid,“ brach die Oburn das Schweigen, „daß uns das Schicksal erst jetzt, kurz vor meiner Abreise zusammengeführt; wir hätten doch manche gemüthliche Stunde verplaudern können! Wie habe ich mich während der ganzen Zeit meines hiesigen Aufenthalts nach einem echten, wahren Menschen gesehnt! Diese Puppen und Zerrbilder, dies ganze Marionettenspiel einer innerlich hohlen Gesellschaft, diese platten, indifferenten Gesichter, denen eine Spur zurückzulassen der Gedanke und das Gefühl, der Schmerz und die Freude, wie aus gerechtem Stolz verschmähn: das alles mattet mich innerlichst ab, und läßt mich an der menschlichen Natur verzweifeln!“

„Sie wollen Carlsbad wirklich so bald verlassen?“ fragte Stein gepreßt.

„In einigen Tagen wird mich mein Gatte von hier abholen,“ erwiderte sie leise.

„Und gehen Sie gern von hier? O verzeihen Sie diese unbescheidene Frage, gnädige Frau! Nicht wahr, Sie sehnen sich nach der Heimath, nach dem Familienleben! Wohl kann ich mir denken, wie Sie dort vermißt werden, welchen Segen Sie über Ihre Umgebungen verbreiten!“

„Ich habe keine Heimath; ich kenne kein Familienleben,“ entgegnete sie tonlos; „überall stehe ich allein! deßhalb ist es mir gleichgültig, wo ich lebe! Vielleicht würde ich mich, wenn mir die Wahl freistünde, gerade für Carlsbad entscheiden; denn hier hatte meine Seele auf kurze Zeit eine Heimath gefunden.“

Stein fühlte zu zart, um hierauf etwas zu erwidern; er bemühte sich nur, den Trübsinn der Frau durch eine leichte Unterhaltung zu verschleichen. Als er bemerkte, daß sie sich entfernen wolle, bat er sie innig um die Erlaubniß, sie in diesen Tagen noch öfter sehen zu

dürfen, er wolle eine theure Erinnerung mit fortnehmen: dies zu gewähren, sei ihr so wenig, ihm so unendlich viel!

„Gern gewähre ich das,“ entgegnete sie lächelnd; „und damit Sie sehen, wie ernst es mir damit ist, bitte ich Sie, mit mir heute Nachmittag nach meinem Lieblingsplatz Schlackenwerth zu reiten!“ Bei diesen Worten erhob sie sich, und ging auf ihren Salon zu. Hier wandte sie sich noch einmal um, und rief freundlich: „Bitte, Sie Unbekannter, Ihr Name?“ — „Eduard von Stein!“ — „Das klingt ja ritterlich genug; und erinnert an die ganze, reichsunmittelbare Romantik! Also auf Wiedersehen, mein lieber Ritter!“ Der junge Mann sah ihr in stillem Entzücken nach. Diese Erscheinung übte eine Macht über ihn aus, der er sich nicht entziehen konnte. Gerade die liebenswürdige Kindlichkeit, vereinigt mit einem tiefsinnigen Zug, der Zauber einer seltenen Harmonie, der, alle Gegensätze versöhnend, über ihr ganzes Wesen ausgebreitet war, mußten einen Mann fesseln, den Denken und Leben in allen Widersprüchen herumgeworfen; der gerade nach einer

Harmonie suchte, in der die schreienden Mißklänge aufgelöst würden. Doch daß sie selbst nicht glücklich war, sie, die zum Glücke berufen schien, die den Mann ihrer Liebe zum Gott beseligen mußte: das war ein neuer, schmerzlicher Miß in der harmonisch vollendeten Schöpfung, die er im flüchtigen Traume dieser seligen Minuten sich zusammenphantasirt!

---



7.

Um vier Uhr hielten die gesattelten Reitpferde vor dem Wiesenthale. Madame Oburn sah reizend aus in ihrem stahlgrünen, enganschließenden Reitkleide, mit dem feck in die Locken gedrückten schwarzen Sammetbarett. Sie ritt sicher und kühn, mit Grazie in jeder Bewegung. Stolz auf seine Begleiterinn ritt Stein ihr zur Seite. Unter leichten, scherzhaften Gesprächen, den Eingebungen des Augenblickes, erreichten sie den Schloßgarten Schlackenwerths. Leicht sprang die Reiterinn vom Pferde, übergab es dem Diener und warf sich nachlässig auf eine geflochtene Weidenbank, die in der alten Kastanienallee, unter dem Schatten hoher Bäume, stand. „Hier ist mir wohl und heimlich,“ rief sie aus; hier erinnert mich alles an meine Jugendzeit! Drüben die alte Dorfkirche, das kleine trauliche Pfarrhaus. O welches friedliche Glück mag jene engen Räume bewohnen! Wie

thöricht, sich immer hinauszusehen in's Weite, während allein in dem nächsten Kreis, in enger Umgränzung wahre Befriedigung möglich ist!

„Sie sind auf dem Lande erzogen, gnädige Frau? O schildern Sie mir Ihre Kindheit! Meine aufrichtige Theilnahme macht mich ihres Vertrauens werth.“

„Mein Vater war Prediger auf dem Lande; ich sein einziges Kind! Aus den engen Lebensverhältnissen sehnte ich mich hinaus und vor meiner Seele stand, als einzig erstrebenswerth, ein bewegtes Leben mit allen Freuden der Welt: Ich war bis zu meinem sechszehnten Jahre fast nie über die Gränzen unseres Dorfes hinaus gekommen; nur meine Phantasie, deren angeborene Blut durch mannigfache Lektüre genährt war, schuf mir, jenseits des idyllischen Bereichs, ein Eldorado voll unbestimmten Glückes. Jedes Posthorn, das von ferne her durch die einsame Gegend schmetterte, entlockte mir Thränen der Sehnsucht. Ich wollte in die Welt; ich wollte glücklich sein! Jetzt“ — fuhr sie bewegter fort; — „jetzt habe ich die Welt, und was darin Glück heißt,

kennen lernen; Reichthum, ein glänzendes Leben hat mir das Schicksal geschenkt, und nun ich alles das erreicht, alles genossen — nun ist es mir werthlos — hat in Wahrheit nie für mich Werth gehabt. Das habe ich mir längst mit Schmerz bekannt, und fühle es stündlich drückender! Und so sehne ich mich jetzt zurück nach der friedlichen Heimlichkeit engumschlossener Verhältnisse, die ich einst in jugendlicher Hast zu durchbrechen wünschte!“

„Sie sind ungerecht gegen sich, gegen andere, gnädige Frau! Ein freundliches Schicksal hat sie in die Welt geführt. — uns allen zum Heil! Es liegt in Ihrem Wesen etwas Freies und Frisches, das Erlösung bringt von all' den verknöcherten morschen Verhältnissen, von all' der Heuchelei einer in sich zerfallenen Gesellschaft! Und ist es nicht lohnender Beruf genug, auch nur einzelne Geister erquickend aufzurichten, welche in der allgemeinen Erschlaffung und Zerrüttung sonst rathlos untergehen würden! Solche Erlösung haben Sie mir gebracht; solche Erlösung werden Sie noch Vielen bringen!“

„O Egoismus der Männer! Auch die besten denken nur an sich selbst!“ entgegnete die Dburn scherzend.

Der Abend war drückend schwül geworden; ein schweres Gewitter war am Horizont heraufgezogen, einzelne Blitze zuckten durch grauschwarze Wolken, denen kein kühlendes Raß entropfte. Es ging ein stummer, drückender Schmerz durch die Natur, und das Auge des Himmels schien fast krampfhaft seine Thränen zurückzuhalten. Die Blitze fuhren hin und her, angstvoll, wie prophetische Boten eines nahen Unheils, und unheimlich dumpfe Ahnungen bemächtigten sich der Gemüther der Menschen. Schweigend ritt Madame Dburn mit ihrem Begleiter wieder dem imposanten Carlsbad zu. Sie war sehr ernst geworden. Ihre Brust hob sich unter tiefen Seufzern, und ihr Auge folgte den kreuzenden Blitzen in stiller Melancholie. Stein sah nichts außer ihr. Fast verzückt, mit der Inbrunst des Sünders, der die verklärte Himmelskönigin um Gnade fleht, hingen seine Blicke an ihrem Antlig, an der jugendlich idealen Gestalt, und nahmen dies Bild in sich auf, unvergeßlich, unverlöschbar! Er suchte ihre Gedanken zu enträthseln

und erkannte wohl an dem schmerzlichen Ausdruck ihrer Züge, daß sie nicht von Liebe träumte; denn die Liebe mußte diese Züge ja wunderbar lichten und erhellen, wie die Frühlingssonne die Erde nach starrem Winter! Mit einer ihr nur eigenen, holden Biegung des Halses sah die Durn jetzt zu ihrem Begleiter herüber: „Ich bin maßlos langweilig, lieber Stein, vergeben Sie mir! Ich gab meinen Gedanken Audienz! Wie wechselvoll ist doch das Innere des Menschen! Früher erfaßte mich stets eine große Bangigkeit während des Gewitters! Um den Blitz nicht zu sehen, verbarg ich als Kind mein Köpfchen in den Schooß der Mutter, als wäre ich hier gegen jede Gefahr geseit. Heute weitet sich meine Brust bei dem Rollen des Donners, mein Auge labt sich an den feurigen Strahlen, die so keck, wie junge, lebensfrische Gefellen, den Wolkenvorhang zerreißen, als wollten sie der Natur in's Herz sehen. Ja, ich kann es mir schön denken, zu verglühen, von diesen Strahlen getroffen! O, die Welt mit ihren Freuden ist mir oft zu verächtlich!“ Auf diese Worte aus dem Munde

einer ein und zwanzigjährigen, schönen, gefeierten Frau wußte der junge Mann nichts zu erwiedern, und stumm langten Beide in dem Wiesenthale an.

„Mögen die guten Geister der Liebe Sie in dieser Nacht umschweben!“ rief der Baron bedeutungsvoll zum Abschiedsgruß.

Raum war Madame Dburn unter ihr schützendes Dach getreten, als sich das Gewitter gewaltig entlud. Frau Meier, als gute Katholikinn, lag vor ihrem Crucifix, das auf einer Art Betpult im Schlafzimmer stand, auf den Knien. Sie betete ihr Ave Maria, flehte die Mutter Gottes um Schutz an, zankte dann wieder mit ihrer Therese, und wechselte so mit himmlischen und irdischen Gedanken. Sobald die Heftigkeit des Donners etwas nachgelassen, öffnete sie die Hausthüre und sah sich rings mit spähenden Blicken um. Endlich gab ein heftiger, großtropfiger Regenguß dem krampfhaft zusammengezogenen Gewölk, das in schwüler Spannung am Himmel lagerte, und den durch Angst zusammengepreßten Menschenherzen die ersehnte Erleichterung. Frau Meier wünschte der Madame Dburn, wie sie es gewöhnlich

zu thun pflegte, eine sanfte Nacht, versicherte „Dero Gnaden,“ das Gewitter sei vorüber; sie brauche sich nicht zu ängstigen, und solle es ja wiederkehren, so schlafe sie dicht neben Madame und sei zu jedem Dienst bereit. Hierauf öffnete sie noch einmal die Pforte, um den Himmel zu observiren, und ließ dabei leise eine hohe, dicht in den Mantel gehüllte Gestalt hereinschlüpfen. Dann verrichtete sie ihr übliches Nachtgebet und entschlief mit dem stolzen Bewußtsein, einen wichtigen Tag verlebt zu haben.

Madame Dburn hingegen ging unruhig im Zimmer auf und ab. Endlich öffnete sie die Fenster wieder und sah in die schöne, nun stille Nacht hinaus. Die Luft war prächtig frisch und kühl geworden. Die Dburn konnte dem Verlangen nicht widerstehen, noch im Freien umherzuwandeln. Rasch warf sie über das leichte Nachtkleid eine Mantille, steckte die zarten Füßchen in feste Schuhe, und huschte gedankenleise zum Saal hinaus. Es war gerade die reichste, üppigste Blüthenzeit des Jahres; tausend erschlossene Blüthen strömten süß be-

täubenden Duft aus, der wie ein magisches Netz die Sinne gefangen hielt. Von Rose zu Rose ging die junge Frau, trank mit durstigen Lippen aus jedem Kelch die frischen Regentropfen, und nachdem sie so erquickende Frische eingesogen, brach sie noch tyrannisch die beraubten Blüthen und warf sie zerpfückt den Wellen der Eger zu. Einzelne helle Sterne lauschten dem kindischen Spiel und blickten doch so heilig ernst dazu, als begriffen sie des Spieles tiefe Bedeutung. „Ich bin mild gegen euch, ihr schönen, schönen Blumen; ich vernichte euch in eurer Schönheit; ich erspare euch den Schmerz nach und nach verwelken zu müssen! Ich bin gerechter als die Natur, die auch uns nur so kurze Zeit das Recht auf Glück und Liebe ertheilt, und uns dann, wenn die Tage der Jugend vorüber, zu den Qualen langer Entfagung verdammt!“ So wühlte die junge, schöne Frau gedankenvoll in den unheimlichen Tiefen des Lebens. Am Ufer des Flusses stehend, sah sie starr in das Wasser hinein, so lange, bis es ihr unheimlich wohl ward und die Fluth sie lockend herab zu ziehen drohte!



Da eilte sie rasch fort, als wollte sie der Gefahr entfliehen, und es war ihr, als ob sie hinter sich leise Fußtritte hörte. Geängstigt beflügelte sie ihren Schritt, dem Schlafgemach zu.

8.

Mitternacht war vorüber. — Madame Dburns Gemach war ganz von frischem, würzigem Dufte durchdrungen, den es, aus tausend Blumenfelchen, nach dem Gewitterregen eingeschlürft hatte durch die offenen Fenster. Es wurde erhellt durch eine weiße Marmor-Ampel, die zwischen den faltigen, durchsichtigen Vorhängen des Himmelbettes hing, das auf bronzenen Füßen ruh'te. Das trauliche Helldüster, die üppigen, bunten Fußteppiche, eine kleine Orangerie, die auf zierlichen Blumentischen am Fenster stand, und nur einzelne, große Silberflecken des anschwellenden Mondlichtes auf den Fußboden durchfallen ließ: alles das gab dem Zimmer einen so malerischen Anstrich, daß die hohe dunkle Gestalt, welche so eben die Thüre öffnete, und dann fest hinter sich verschloß, eine Zeitlang wie festgebannt da stand, und hochaufathmend die Blicke umherschweifen ließ.

Es war der Prinz C\*\*, in ein feines, etwas phantastisches Negligée gekleidet. Leichte mit Gold gestickte Stiefel von weißem Sammet machten sein Auftreten fast unhörbar. Weiße, orientalische Beinkleider von rosenrother Seide, und ein faltiger kurzer Rock von dem selben Stoff bildeten die übrige Bekleidung. Ein weißer, schöner Männerhals, von dichtem schwarzem Bart beschattet, stieg aus dem zurückgeschlagenen Battist-Hemdfragen hervor, und machte der Weiße einer schöngeformten Hand, an der es von werthvollen Steinen bligte, den Preis streitig.

Eine fieberhafte Blut hatte sich auf seinen Schläfen gelagert, und mit jedem Schritte, den er vorwärts that, fing sein Herz lauter an zu schlagen. Von einem tiefen gesunden Schlaf leise geröthet, lag die junge Frau auf ihrem Bette, dessen leichte, roth seidene Decke sich gesträubt zu haben schien, die vollen, reizenden Formen ganz zu verhüllen. Sie lag dem Zimmer zugewandt, die Hände auf dem Busen gefaltet. Ein süßer Traum schien im Vorüberschweben sich in dem seligen Lächeln ihres Mundes gefangen zu haben. In dem ganzen,

zauberhaft wirkenden Bilde lag nichts Ueppiges, nichts Kokettes. Keine herabwallenden Locken, keine entblößte Schulter. Aber das Nachthäubchen, welches die aufgewickelten Haare barg, umschloß mit seinem Rahmen von feinen, Brüsseler Kanten ein so liebliches Madonnenantlig, zwei übereinandergeschlagene Füßchen sahen am Ende des Bettes so unschuldig aus den weißen Leinen hervor, daß dies ganze reizende Bild mehr zur Andacht einlud, als zu wilder Begierde. Dem Prinzen aber, dem jede höhere Regung fern lag, weil er nur eine Liebe kannte, die dem Schimmer des Goldes feil war oder der Eitelkeit zum Opfer fiel — zog es mit stets wachsender Gewalt zu dem Bette der schönen Frau. Zitternd vor Aufregung, gepreßt und heißathmend war er nur noch einen Schritt von der Schläferinn entfernt. Leise ließ er sich auf ein Knie nieder, hob, noch unschlüssig über seinen Angriff, die Decke in die Höhe, und küßte den rosigen Fuß der Madame Dburn. Das aufwallende Blut röthete seine Augen. Einen Augenblick verweilte er, halb betäubt von so vollendeter Schönheit; dann plötzlich, mit den Zähnen knirschend, stürzte er mit

den Worten: „Weib, Du mußt mir gehören!“ über sie, schloß ihren Mund fest durch den seinigen, so daß sie nur einen schwachen Laut von sich zu geben vermochte, zerriß mit gewaltiger Kraft ihr Nachtgewand, und schleuderte es mit der Decke weit in das Zimmer hinein. Madame Dburn hatte ihn erkannt; doch trotz der gewaltigsten Anstrengungen war es ihr unmöglich, sich loszuwinden; sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe, als der Prinz, der ihre allmähliche Abspannung für ein Zeichen der Nachgiebigkeit hielt, das Haupt emporhob, um etwas zu sprechen. Diesen Augenblick benutzend, stieß die Dburn einen Schrei aus, der seine Wirkung nicht verfehlte. Man hörte eine Fensterscheibe klirren, sah eine kräftige Männerfaust durch die Oeffnung hindurch, nach dem Fensterriegel langen, während der Prinz, durch den Lärm aus seinem Taumel geweckt, aufsprang, und regungslos dastand; die Dburn aber alles, was sie von Leinenzeug und Gardinen zusammenraffen konnte, um sich zog, damit zur Thüre hinstürzte, wo die Klingel für ihre Dienerschaft hing, heftig schellte, und dann ohnmächtig niedersank. In diesem Augenblick sprang

Herr von Stein — denn er war es, der die ganze Nacht hindurch unter dem Fenster der von ihm so hochgeehrten Frau zugebracht — in das Zimmer, und stand, bleich vor Wuth, mit funkelnden Augen, vor dem Prinzen, der nicht mehr wußte, was um ihn vorging. Die Worte des Barons, voll heftigster Beleidigung, brachten ihn endlich wieder zur Besinnung. Er, der mit dem Bewußtsein eines ertappten Schulknaben, dem Baron gegenüberstand, schien plötzlich einen raschen Entschluß zu fassen, und sprach in spöttischem Ton: „Es thut mir leid, lieber Baron, Ihnen hier zuvorgekommen zu sein,“ und ging auf die Thüre zu, vor welcher man schon die Tritte der nahenden Dienerschaft hörte. Seine Absicht war augenscheinlich, wenigstens den guten Ruf der Dburn zu vernichten. Die Dienerschaft kannte ihn nicht — und wäre auch seine Anwesenheit im Zimmer dieser Dame bekannt geworden, so hätte doch Niemand vorausgesetzt, daß der schöne geistreiche Mann hier Widerstand gefunden. Im schlimmsten Fall ließ sich die Geschichte mit einem geringen Aufwand von Escamotage drehen, indem man das Gerücht verbreitete, daß der

Prinz die Madame Dburn vor den Zudringlichkeiten des Herrn von Stein gerettet. Natürlich wäre es hier wiederum allen einleuchtend gewesen, daß der Prinz nicht unbelohnt einen solchen Ritterdienst geleistet. Stein, ein Mann von vieler Geistesgegenwart und raschem Ueberblick, hatte in einem Moment alle diese Möglichkeiten erfaßt und überdacht. Schnell sprang er nach der Wand zu, wo ein Paar Pistolen des Herrn Dburn hingen; ein Blick überzeugte ihn, daß sie geladen seien, und so bewaffnet trat er zwischen den Prinzen und die Thüre, an welcher schon die Kammerjungfer, von Zeit zu Zeit, um Hülfe rufend, mit aller Anstrengung rüttelte. Oben im Hause war alles lebendig geworden. „Noch einen Schritt weiter,“ flüsterte Stein, „und bei Gott, ich schieße Ihnen diese Kugel vor den Kopf! durch das Fenster ist unser Weg.“ Der Prinz wollte vorwärts; Stein legte an. Der starre, durchbohrende Blick, der festzusammengepreßte Mund dieses Mannes zeugten dafür, daß er es bei einer bloßen Drohung nicht lassen würde. Der Prinz, dem die nahe Mündung einer Pistole ein unerwarteter Anblick schien, ward freideweiß,

wandte sich rasch um, und schwang sich über das Fenstergesimse des hohen Parterres hinab in den Garten, wo er im Dunkel verschwand. Stein folgte ihm sogleich, nachdem er noch einen Blick unaussprechlicher Trauer auf die ohnmächtig daliegende Frau geworfen, und einen Rubinschmuck, der sich auf den Toiletentisch befand, zu sich gesteckt. Die fast gleichzeitig durch die aus ihren Angeln gehobene Thüre eindringenden Diener sahen ihn noch am Fenster verschwinden, und fanden auf dem Boden das leere Schmuck-Etui! Der Ruf: „Diebe, Diebe!“ tönte durch das ganze Wiesenthal; Laternen zeigten sich in der Ferne; alles war in Aufruhr und Bewegung; bis zum lichten Tage dauerten die Nachforschungen; doch weder von den Dieben, noch von dem Schmucke war irgend eine Spur aufzufinden.

---



9.

Aus einem kurzen und unruhigen Schlummer wurde Madame Dburn nach jener Nacht durch die Ankunft ihres Gatten geweckt. Lärmend und pfeifend, wie es seine gewöhnliche Art war, polterte er in's Zimmer und rief: „Gott verdamme mich! Da finde ich Dich noch Mittags in den Federn! Habe ich Dich nicht nach Carlsbad geschickt, damit Du mit den Hühnern aufstehn lernst, Brunnen trinkst und tüchtig spazieren läufst? Na, Kleine, mach' nur nicht ein gar zu betrübtes, weinerliches Gesicht! Es ist ja nicht böse gemeint; aber mach' nur rasch, laß' Dich ankleiden und komme zum Frühstück in den Garten; denn ich trinke gern ein Gläschen Wein mit Dir! Donnerwetter,“ unterbrach er sich plötzlich selbst; „was ist denn das? Da liegen ja meine Pistolen auf der Erde; die Fensterscheiben sind eingeschlagen; Du siehst bleich und angegriffen aus; was ist hier geschehen?

Verschweige mir nichts! Denn ich bin strenge und wüthend, wenn Du mich hintergehst!“

Am ganzen Körper zitternd und sichtbar mit sich selbst kämpfend, schlug die Frau das Auge scheu zu Boden. Sie war immer wahr gewesen. Ohne daß sie ihren Mann liebte, hielt sie die Ehe doch für so heilig, daß sie aus ihren Erlebnissen ihm nie ein Geheimniß machte. So wollte sie auch jetzt treu die Vorfälle der letzten Nacht schildern; doch als sie erschreckt von dem zornigen Blick ihres Gatten, sich umwandte, sah sie das leere Schmuck-Etui. Wie ein Blitz durchzuckte sie der Gedanke, daß Stein, um ihre Ehre zu retten, mindestens allen Klatschereien, die das Abenteuer nach sich ziehen könnte, vorzubeugen, ihren Schmuck zu sich gesteckt. Sobald ihr diese Absicht klar geworden, stand auch ihr Entschluß fest. Die Farbe vom zartesten Weiß bis zur Purpurglut wechselnd, erwiederte sie erschöpft und zitternd:

„In vergangener Nacht müssen hier Diebe eingebrochen sein und meinen Rubinschmuck entwandt haben. Als ich durch das Klirren der Fensterscheiben aus mei-

nem festen Schlaf geweckt wurde, sah ich zwei männliche Gestalten durch das offene Fenster dringen. Trotz meines großen Schrecks hatte ich noch die Besonnenheit, rasch aufzuspringen und meine Leute durch das heftige Ziehen der Klingel zu wecken. Dann schwand mir das Bewußtsein, und ich sank ohnmächtig zu Boden. Was weiter geschehen, weiß ich nicht. Als ich nach langer Zeit wieder zu mir kam, fand ich mich im Bett, und neben mir die gute Lisette, die mir unter dem heftigsten Weinen meinen Verlust mittheilte.“

Eine Flut von Thränen verhinderte sie, weiter zu reden. Herr Oburn, der diese Thränen dem verlorenen Schmuck zuschrieb, dem überhaupt nichts in der Welt verhaßter war, als das Weinen, sprach liebevoll: „Nun, gräme Dich nicht zu sehr um das bißchen Gold, mein Herzchen! Ich kaufe Dir wieder einen andern Schmuck; aber nun sei auch heiter; zeige mir ein freundliches Gesicht; das ist mir lieber, als alle Deine Preciosen.“ Durch diese unerwartete Milde ihres Gatten

weich gestimmt, lehnte sie ihr Haupt an seine breite Brust, und flüsterte: „Du hättest mich nicht so lange allein hier lassen sollen, lieber Dburn! Ich sehnte mich fort von hier; nun laß' uns aber auch schnell abreisen — heute noch; oder lieber gleich in dieser Stunde.“ Herr Dburn, geschmeichelt, durch diese Sehnsucht seiner Frau, nach Hause zurückzukehren, strahlte vor Glückseligkeit, nahm sie jubelnd in seine Arme, tanzte mit ihr im Zimmer umher, und erdrückte sie fast vor lauter Zärtlichkeit.

Als die vielen unangenehmen Vorbereitungen, die eine Abreise immer mit sich bringt, waren beseitigt, Rechnungen und Trinkgelder bezahlt, die Reisekoffer gepackt. Madame Dburn ging noch einmal in den Garten, nahm wehmüthig von jeder Lieblingsstelle Abschied, pflückte hier und da eine Blüthe und band sie zum Strauß, den sie vor den wallenden Busen befestigte. Als sie eben den Reisewagen besteigen wollte, kam ihr Brunnenarzt, um für das reichlich übersandte Honorar seinen pflichtschuldigen Dank abzustatten. Die unermüdliche Zunge dieses

lungen Messulaps erging sich noch nebenbei in mancherlei Mittheilungen aus der Badewelt. Er schloß die Carlsbader Tageschronik mit einer interessanten, aber traurigen Neuigkeit. „Wissen Sie schon, daß heute Morgen im Schloßgarten zu Schlackenwerth ein Duell zwischen dem Prinzen E\*\* und dem Baron Stein stattgefunden hat, und daß der Letztere dabei gefallen ist? Man beklagt allgemein den lebenswürdigen, jungen Mann, und die Neugier müht sich ab, die verborgene Veranlassung zu diesem unglücklichen Duell zu entdecken. Prinz E\*\* soll, wie mir eben sein Leibarzt erzählt, durch diesen Fall tief erschüttert sein, und ist, wie Sie, meine Gnädige, eben im Begriff, Carlsbad zu verlassen.“

Madame Dburn preßte, ohne ein Wort zu entgegenen, krampfhaft ihre beiden Hände auf das Herz. Ihrem Gatten sowohl, wie dem Arzt, entging es, welcher unheilbaren Riß diese Worte in ihr Leben gemacht. Fast gefühllos, ließ sie sich in den Wagen heben, und lehnte das Haupt in die weichen Kissen. Bei der

ersten Barrière traf ihr Wagen mit dem Reisezug des Prinzen zusammen — dann fuhr sie gen Osten, er nach Westen!

---

## 10.

Das traurige Schicksal des Baron Stein hatte in Carlsbad überall die regste Theilnahme erweckt. Wenn auch die Bedeutung seines Wesens der Menge entging; wenn ihn auch viele für einen Schwärmer, für einen Sonderling hielten, für einen Melancholiker, der mitten in dem Leben und Treiben der großen Welt für seine Gedanken sich ein eigenes Reich erschuf, so wurde er doch in allen Salons gern gesehen; denn er galt für eine interessante Erscheinung, und hatte die feinen Manieren und den edeln Zustand eines Gentleman. Baron Stein war von seiner Familie für die diplomatische Carriere bestimmt worden; doch sein Herz blieb der kalten Taktik dieses Feder-Despotismus fremd, und hing mit treuer Begeisterung an den burschenschaftlichen Idealen seiner Jugend. So war sein Inneres in einen unlösbaren Zwiespalt zwischen Neigung und Beruf, zwi-

sehen den Ansprüchen des Herzens und den Forderungen der Welt hineingerathen. Dieser innere Kampf, der ihn nach außen hin kalt und abgeschlossen machte und auch jedes versöhnende Element fernhielt, mit dem vielleicht ein edles, weibliches Herz in treuem, innigem Verständniß, sein Leben beglückt hätte, spricht sich, in seiner ganzen Bedeutung, in dem Tagebuch des Barons aus. Einzelne Blätter daraus wollen wir unsern Lesern nicht vor-enthalten, da gewiß die kurze Episode aus dem Leben des Barons, die wir mitgetheilt, bei ihnen das Interesse für sein inneres Leben erweckt.

### Tagebuch-Blätter.

Die Feuer der Wartburg sind ausgebrannt, und die officielle Geschichte trägt eine jugendliche Verirrung in ihre Bücher ein, während die Inquisition mit ihren Ketten und Torturen, wiederum durch die deutschen Lande raffelt. Eine jugendliche Verirrung! Doch diese Jugend kam ja nicht von den Schulbänken her, träumte ja nicht von der Republik eines Cato und Brutus, mit



der Inbrunst eines schwärmerischen Lateiners, der die todtten Lettern seiner Klassiker zum Leben erwecken will in der Gegenwart. Diese Jugend hatte mitgestritten in den Schlachten von Leipzig und Belle-Alliance, nährte sich mit dem Marke großer Thaten, hörte die Würfel eines bedeutsamen Weltgeschicks auf den blutigen Schlachtfeldern fallen, sah dem Tod in das Auge, und lernte die Geschichte, indem sie dieselbe schaffen half! Das eiserne Kreuz schmückte ihre Brust! So hatten sie das Vaterland erlöst aus langer Knechtschaft, auf daß es, von innen heraus, nach eigenem Gesetz, sich emporringe zur Freiheit, und sie nicht empfangen als die Gabe eines fremden Volkes, als die Nachlese einer fremden Revolution! Wohlan, ihr diplomatischen Kläger, ihr habt Recht! Ihr macht diese Begeisterung, die eure Schlachten schlug, die an die Freiheit glaubte, sie nach außen errang, sie nach innen erringen wollte — ihr macht sie zu einer jugendlichen Verirrung.“

---

Fast wird es mir schwer, zu glauben an den Fortschritt der Menschheit, an eine innere, heilige Nothwendigkeit, an des Geistes siegreiche Macht, der in immer neuen Formen zu immer höhern Entwicklungen reift? Aber ich muß daran glauben — soll mir die Geschichte nicht zu einem großen Leichenfeld werden, auf dem eine maßlose Willkühr triumphirt; auf dem des Lebens Gestalten zu gespenstischen Schatten werden. Und doch — Griechenland und wir, das Volk der göttlichen Schönheit und Jugend und Freiheit — und wir! der Areopag — und der Bundestag! Oder die Zeiten des vorigen Jahrhunderts, das römische Reich, mit seinen Reichstagen, seiner Reichsarmee, seinem Reichskammergericht, seinen lächerlichen Reichsmittelbarkeiten, mit den Fürsten, die das Mark und Herzblut vergeudeten, mit ihren Maitressen und Juristen und Pfaffen, mit ihren Kriegen um ein Titelchen des Rechts oder der Etikette, um einen Fegen Landes; mit ihren Ministern und Zuden, die sich in die Beute theilten! O, auch der Glaube an den Fortschritt der Menschheit muß stark sein in der innersten Seele, so stark, daß er Berge versetzen kann!

Denn die Geschichte selbst scheint an ihm zu verzweifeln; ihre Blätter stehen voll kühner Skepsis; und die Gegenwart bietet keinen Trost und keinen Halt.

---

Ein blasirtes Geschlecht hält es für Thorheit, an Ideen zu glauben und nach ihrer Verwirklichung zu ringen. Die feine Welt verachtet die Ideologen, die Schwärmer, deren Compaß nicht von dem Wind der faden Mode umgetrieben wird; die in dem flüchtigen Genuß des Augenblicks nicht aufzugehn vermögen! Da schlürfen sie, die Diplomaten, die Aristokraten, die ganze Seligkeit eines komfortablen Lebens, spielen, wie Mückenschwärme in der Abendsonne, während es in den Völkern rollt und grollt, wie Donner ferner Revolutionen, und ihre Blige aufzucken am Horizont der Geschichte! Ein gewandter Styl, eine glückliche Wendung, ein Federstrich, eine Laune hat über das Schicksal ganzer Nationen entschieden, deren blutige Heldenthaten nichts waren, als Tagelöhnerdienst im Sold der Diplomatie!

welche Siege und Niederlagen, das credit und debet der Geschichte, in ihre officiellen Contobücher eintrug! Doch die Zeit wird und muß anders werden; es sind nicht blos Gespenster, die in meinem Kopf herumspukern; es ist ein Geist, der draussen in den Völkern groß wird, eine neue Geschichte nervig und markig, die nicht mehr in den Salons der bevorzugten Stände die diplomatischen Polonaisen aufführt, um deren Gunst man nicht freit mit Glacé-Handschuhen und eleganten Phrasen; nein, eine ungezogene, demokratische Geschichte mit der wilden Musik der Ca ira's, dem stürmischen Aufjauchzen einer lang unterdrückten Volkskraft. Die Kirche und Pfaffen der Restauration haben das Volk lange genug mit ihren Hungersuppen gespeist! Panis et circenses — Brodt will das Volk; die blutigen Spiele giebt es aus eigenen Mitteln dazu!

---

Das nennen sie: leben! Aus einem Boudoir in das andere, aus einem Salon in den andern, tanzend über das Parquet mit gefirniften Stiefeln, oder den Estricht

fegend mit den Schleppen ihrer Kleider! Eine Minute jagt athemlos der andern nach; und so hegen sie sich selbst durch das Leben! Und mit wilder Gier häufen sie Amüsament auf Amüsament, nur die Stunden auszufüllen, und dennoch fühlen sie immer wieder, trostlos und geängstigt, die ewige, fürchterliche Leere.

---

Und was ist aus den Frauen geworden? Wir Burschenschafter glaubten an das Ideal der Jungfräulichkeit. Es war eine Reminiscens aus Tacitus oder aus dem katholischen Glauben des Mittelalters. Doch die Zeit der alten, germanischen Frauen ist vorübergegangen, wie die Zeit der Madonnen. Jede Zeit hat ihr eigenes Recht. Nicht in der Entsagung, sondern in der liebenden Hingabe finden wir die edle Weiblichkeit. Eine reflektirende Zeit, die in den Gedanken, in das Bewußtsein die Göttlichkeit setzt, kann keinen Respekt mehr haben vor paradiesischer Unschuld und Bewußtlosigkeit, die nur einem naiven Zeitalter eigen ist. Darum

wäre es thöricht, von den Frauen solche utopische Gedankenarmuth zu fordern, oder wohl gar das weibliche Ideal in diesen schuldlosen Zustand zu setzen, der bei unseren Verhältnissen nur gemacht sein kann, eine affectirte Prüderie. Eine andere Schranke aber muß die Weiblichkeit wahren; und wenn sie die Scylla der Prüderie vermeidet, nicht in die Charybdis der Prostitution gerathen. Prostitution aber ist die Hingabe der Liebe, in oder außer der Ehe, ist das Wegwerfen der eigenen Persönlichkeit! Diese hoch zu halten, diese nur gegen den Preis der Liebe hinzugeben, dies schöne Maß zu bewahren — das ist in unserer Zeit des Weibes einzige Unschuld und Sittlichkeit.

---

Nichts geht doch über eine harmonische Erscheinung; der Triumph, den die Natur in ihren Schöpfungen feiert! Wenn der Körper zum lebendigen Ausdruck der Seele geworden, jede seiner Bewegungen ihre Grazie athmet, und das Ebenmaß seiner Formen ein Abbild ist

ihrer innern, maßvollen Schönheit: dann ist schon der Anblick eines solchen Wesens Göttergenuß, ein trunkenes Schwelgen in den ewigen Rhythmen der Welt! Ich habe ein solches Weib gesehn, und ich bin andächtig geworden! O es giebt einen schönen Katholicismus des Herzens, der mich zum Profelyten machen könnte! Eine solche gnadenreiche Madonna in ihrer Glorie, eine fleischgewordene Offenbarung der ewigen Schönheit kann Wunder thun an mir! Und sie befreit den Geist und knechtet ihn nicht; denn Schönheit ist Freiheit.

---

Leidenschaftlich, rücksichtslos folgt er ihrem Schritt, hängt sich an ihre Fersen! Denn die Herren der Welt machen ihre Rechte geltend, und fordern die Schönheit als ihr Regal! Mit dem unwiderstehlichen Zauber ihrer Macht, der die fluchwürdig erniedrigte Sclavenwelt mit den Schauern der Unterthänigkeit schüttelt, sprengen sie alle Riegel, die man vorsichtig dem Gewissen des Volkes vorschiebt, und sanktioniren das Verbrechen, indem

sie es selber begehn! Es liegt etwas Großes in der ungebundenen Schrankenlosigkeit eines nur sich selbst gehorchenden Lebens! Doch wenn diese Größe ein Recht der Menschheit ist, so darf sie nicht ein Vorrecht Einzelner sein. So kann sie nur zerrütten, zerstören; und ich werde ankämpfen gegen dies Monopol des Verbrechens bis zum letzten Athemzug!

---

Ein schöner Nachmittag! Dies Weib ist Poesie; ihr ganzes Wesen ein Gedicht! Mir war's, als umschwebten sie all' die herrlichen Geister der Vergangenheit, von den lieblichen Idyllen Griechenlands, über denen ein ewig heiterer Himmel ruht, wie das klare Auge eines Gottes, bis zu Petrarckas träumender Romantik, die an Baucklufens rauschendem Duell der Liebe unsterbliche Lieder singt! Und dann wetterleuchtet's wieder auf in ihr von modernen Gedankenblitzen, aus dem Schoß einer zerrissenen, gährenden Zeit geboren, prophetisch die dunklen Tiefen der Zukunft erleuchtend! Der Besitz



eines solchen Weibes wäre der Schlüssel zu allen My-  
sterien des Lebens, zu allen Offenbarungen der Poesie.

---

Ich habe nie geliebt! Auch das ist nicht Liebe!  
Liebe ist unruhig und voller Wünsche; stets unzufrieden  
mit dem Nächsten, stets hinauslangend in die Ferne!  
Von einer Stufe der Seligkeit strebt sie nach der hö-  
hern hinan; und ihre Himmelsleiter ist unendlich! Ich  
bin ruhig und zufrieden, glücklich, wenn ich vor roher  
Hand ein vollendetes Werk beschützen kann, das die Na-  
tur in ihrem Allerheiligsten aufgestellt. Das beseligt  
mich; das genügt mir! Ich bin ein treuer Wächter,  
und werde es nicht dulden, daß der Vandalismus der  
rohen Begierde dies harmonisch gestimmte Saitenspiel  
zertrümmert.

---

Das Gewitter hat sich entladen! So folge Schlag auf Schlag — und sei er auch tödtlich! Er wagt sein prinzipliches Blut gegen das meine — er nimmt es auf mit dem Tod, dem uralten Demokraten! Ich seh' ihm dreist in das Auge! Ich falle, wie der Soldat auf seinem Posten! Oder ist meine Kugel dreist genug, ihm in's Herz zu dringen, und ihm unwiderleglich das Evangelium der Gleichheit zu predigen — so bezieh' ich wieder meine Wacht, stumm und treu, ohne Dank zu verlangen! Doch ich werde fallen — ich weiß es! Solcher Tod ist schön — und das Leben könnte noch schmerzlich werden! Es könnte anders kommen! Eine Leidenschaft, so tief sie verborgen, so schwer sie gefesselt, könnte aufsteigen, maßlos, alles verlangend, alles durchbrechend, und den treuen Hüter zum frevelnden Räuber machen! Dagegen giebt es nur ein Radikalmittel — der Tod! Die Pistolen sind geladen! Glück auf!

---

## 11.

Im Comtoir des Fabrikherrn Dburn war wenige Monate nach seiner Rückkehr vom Bade unter den Commis eine große Unruhe und Unthätigkeit wahrzunehmen. Die Feder hinter das Ohr geklemmt, sahen sie entweder neugierig in die nahe Fabrik, die von den Fenstern des Comtoirs zu übersehen war, oder auf den Buchhalter Ehrig, und flüsterten sich dabei verstohlen einige Worte in's Ohr. Das Gesicht des Herrn Ehrig gab ihnen indeß nicht den gewünschten Commentar — es war heute so undurchdringlich ernst, wie es immer zu sein pflegte. Nur die hohe, tiefgefurchte Stirn war noch etwas finsterer als gewöhnlich zusammengezogen, und die schwarzen intelligenten Augen verschlangen gleichsam die Zahlen des vor ihm aufgeschlagenen Hauptkassenbuchs. „Da muß es nicht richtig sein,“ lispelte einer der pomade=duftigen Comtoristen seinem

Nachbar zu, der ihm ähnlich sah, wie ein nichts sagender Abdruck; „da fehlt's, o, das habe ich schon lange bemerkt.“

Der Buchhalter, der mit seinem Ohr diese Bemerkung gehört, wandte sich rasch auf seinem runden, hohen Schreibstisch um, sah die faden Gestalten drohend an, und schien im Begriff, ihnen eine Lektion geben zu wollen, als das plötzliche Öffnen der Thür, die zur Fabrik führte, und der Anblick, der sich ihm hier darbot, ihn alles andere vergessen machte. Zwölf Männer aus der arbeitenden Klasse, dem Greisenalter nah, sichtbar abgemagert, mit eingefallenen, hohlen Augen, den Rücken krumm gezogen durch übermäßiges Arbeiten, die Hände voller Schwielen, um den elenden Leib einige Kleiderstücke hängend, traten langsam, einer nach dem andern, ein. Es waren die verschiedenen Werkmeister der Durnschen Fabrik. Kummervoll überschaute Ehrig jede einzelne Figur; doch er suchte seine Rührung zu verbergen, und frug ziemlich barsch: „Nun, was soll das? Warum verlaßt ihr die Fabrik während der Arbeitsstunden? Ich muß euch für diese

Versäumniß die übliche Taxe eures Wochenlohns abziehen. Geht schnell zurück; was wollt ihr hier?“ Da ergriff der älteste unter ihnen, Webermeister Schmidt, das Wort: „Was wir wollen, Herr Buchhalter, das will ich Ihnen jetzt im Namen aller meiner Kameraden sagen. Wir sind hier um mit unserm Herrn zu reden, weil wir nicht Hungers sterben wollen mit Weib und Kind. Das ist wahrhaftig Grund genug! Ihr Herren wißt nicht, wie weh der Hunger thut, wie es einem alten Vater fast das Herz bricht, wenn die Kinder, die ihm der Himmel geschenkt, vergeblich nach Brod rufen. Ja, Herr Ehrig, so kann es nicht länger mit uns bleiben! Wir sind Menschen und wollen auch menschlich leben. Vor Jahren, als Herr Oburn diese Fabriken gründete, bekamen wir doch wenigstens Lohn genug, um, wenn wir des Tags rechtschaffen und fleißig gearbeitet, des Abends ein gesundes Nachtessen zu genießen, und in einem reinlichen Bett Kräfte für den kommenden Morgen zu sammeln. Sonntags ruhten wir uns aus, gingen mit unseren Kindern in die Kirche, und dankten

dem lieben Gott für die Wohlthat der Ruhe. Dann gings in die Schenke; und bei einem Krüge Bier, bei einer Pfeife Taback vergaßen wir alle Lasten des Lebens. Mehr brauchen wir nicht — dabei waren wir glückliche Leute, und trösteten uns dafür, daß wir auf Erden nicht alle gleich sein können, mit der Hoffnung auf ein besseres Jenseits. Denn wer hier Arbeit und Mühsal hat, dem verspricht ja die heilige Schrift im Himmel tausendfältigen Lohn. Mit uns ist's aber von Jahr zu Jahr schlechter geworden. Unser Herr ward inzwischen ein reicher Mann. Unser saurer Schweiß hat die Fabriken gehoben, und das Gold in seiner Kasse gehäuft. Wir meinen denn, da wär's recht und billig gewesen, uns eine kleine Zulage zu geben. Es hätte uns schon gefreut, weil wir des Herrn Freundlichkeit und Menschenliebe daraus ersehen. Und das thut wohl, und weckt auch bei uns Liebe und Vertrauen, und in die Arbeit kommt ein guter Geist. Doch statt einer verdienten Zulage, hat man uns nach und nach immer mehr Abzüge gemacht, so daß jetzt unser ganzer wöchentliche Verdienst sich auf anderthalb Thaler beläuft. Davon können wir mit unseren Familien

nicht leben. Sehen Sie unsere morschen, ausgemergelten Knochen — woher soll uns die Kraft kommen, Tag für Tag sechszehn Stunden zu arbeiten? Wir wollen daher alle einstimmig unsern Herrn bitten, uns wieder unseren früheren Lohn auszubahlen. Sonst arbeiten wir alle nicht mehr! Noth kennt kein Gebot! Kommt keine Hülfe von oben, so müssen wir uns selbst helfen!“ Fast drohend hatte der alte Mann die letzten Worte gesprochen, und schwieg hier erschöpft still. Seine Kniee zitterten, und schienen ihn nicht länger tragen zu können. Der Buchhalter aber sprach freundlich und begütigend, „Setzt euch, Meister Schmidt! Ihr seid müde geworden, und ich hab' auf euer Anliegen doch Manches zu erwiedern. Leider ist es wahr, daß euch in den letzten Jahren bedeutende Abzüge gemacht sind; doch nicht dem bösen Willen des Herrn dürft ihr diese harte Maßregel zuschreiben, die er nur mit Widerstreben ergriff, von ungünstigen Conjunkturen gezwungen. Ihr wißt es nicht, welche großen Verluste der Herr in den letzten Messen erlitten hat durch Gründung neuer Fabriken, welche dieselben Stoffe billiger liefern. Doch vertraut

mir eure Angelegenheit an! Ich will sie vor eurem Herrn vertreten, als wäre es meine eigene, und alles aufbieten, daß eurer größten Noth abgeholfen werde!“ Diese Worte der Hoffnung übten einen mächtigen Zauber aus auf die Gemüther der Bittenden. Alle diese abgemagerten Gestalten, die nicht das Alter, sondern das Elend, der Hunger und die Sorge zu Greisen gemacht, drängten sich zu dem Buchhalter, reichten ihm, zum Dank für diese Aussicht, die harten Hände, und ließen sich, getröstet von diesem Hoffnungsschimmer, geduldig wieder einspannen in das alte Joch. Während dieser Scene saß der Fabrikherr in einem eleganten Negligée mit seiner jungen Gattin an einem reichgedeckten Frühstückstische. Alles war komfortable eingerichtet in dem wöhnlichen Arbeitszimmer. Ein lustiges Kaminfeuer wetteiferte mit der mattgelben Oktobersonne, die mitunter neugierig einen Strahl durch das Fenster fallen ließ, und dem Gemach den Schein einer behaglichen Wärme lieh. Däfte von gebratenen Speisen und ausländischen Weinen stiegen so lieblich auf, als sollten hier den alten Göttern Opfer dargebracht



werden. Gemüthlich schlürfte Dburn ein Glas Burgunder nach dem andern, verspeiste dazwischen mit seltener Virtuosität ein halbes Schock Austern, und tranſchirte eben ein delikates Rebhuhn, als der Buchhalter in das Zimmer trat. „Verzeihen Sie, Herr Dburn, wenn ich jetzt ſtöre; aber die Angelegenheit iſt ſo dringend, daß ich jede Verzögerung mir als ein Unrecht anrechnen müßte.“ Erſchreckt durch dieſe Anrede, ließ Dburn aus ſeiner Hand die ſchwere, ſilberne Gabel fallen, und fragte heftig: „Nun, was giebt's? Wieder ein neuer Verluſt? Sind die Ballen Baumwolle, welche wir von England ſteuerfrei erwarten, etwa in die Hände der Zollbeamten gerathen? Sprechen Sie doch, Mann! Machen Sie mir keine Angſt!“

„Nein, Herr, das Geſchäft iſt gut beendet! die Ballen ſind in Sicherheit. Es erwächſt Ihnen durch dieſen billigen Einkauf ein großer Gewinn, und gerade dieſes giebt mir den Muth, jetzt als Abgeſandter ſämmtlicher Arbeiter zu Ihnen zu ſprechen. Die Noth der Leute hat den höchſten Grad erreicht. Erbittert durch die letzten Abzüge, die ich auf Ihren Befehl machen

mußte, haben sie fest beschlossen, unverzüglich die Fabrik zu verlassen und die Arbeit bei Ihnen gänzlich aufzugeben, wenn Sie den Lohn nicht wieder bis zu der früheren Taxe erhöhen.“

„Was,“ schrie Dburn wüthend, „das Volk will nicht mehr arbeiten? Ist für solche Kreaturen nicht 1 Rthlr. 15 Sgr. wöchentlich ein reiches Einkommen? Was brauchen sie denn mehr zum Leben? Wollen sie übermüthig ein ganz besonderes Glück in Anspruch nehmen? Ein für allemal, Herr Ehrig — reden Sie hierüber kein Wort mehr — es bleibt so; und damit Punktum!“

Ehrig's Blick überflog mit bedeutsamen Ausdrücken mit den feinsten Leckereien besetzten Tisch, den er mit der kärglichen Kartoffel-Mahlzeit der Arbeiter verglich. Seine Gedanken verweilten bei der maßlosen Kluft zwischen den Besizenden und den Besizlosen, nach deren Ausfüllung das Jahrhundert in jugendlichem Streben ringt, bei jenem Bruch der Gesellschaft, den noch kein System der edelsten Denker zu heilen vermochte, bei jenem Abgrund, an dessen Rand die Revolutionen

der Zukunft stehen. Voll Verachtung gegen die Herren der Welt, die ihren Besitz als den sichtbaren Ausdruck der göttlichen Gnade, als ein Monopol betrachten; die nicht einmal die bescheidensten Procente einer maßlosen Einnahme auf dem Altar der leidenden Menschheit niederlegen, entgegnete Ehrig: „Nun denn, wenn Sie die herzerreißende Lage Ihrer Leute nicht rührt; — ich habe Ihrem Willen keine Macht entgegenzusetzen. Doch Sie erlauben mir, daß ich Ihr Geschäft verlasse; denn der immerwährende Anblick von Sorge und Gram und Verzweiflung reibt mich auf. Ich hatte mein Wort gegeben, bei Ihnen Fürsprache zu thun. Da sie fruchtlos geblieben, so will auch ich nicht länger, auf Unkosten der Armuth, ein gutes Gehalt beziehen, und gebe hiermit freiwillig meine Stellung auf.

Nach diesen Worten entfernte sich Ehrig schnell. Oburn sah ihm bestürzt nach; der Appetit war ihm vergangen; er stand hastig auf und ging im Zimmer auf und nieder. Madame Oburn war eine stillschweigende Zeuginn dieser Unterredung gewesen. Sie hatte sich während der ganzen Ehe nie um die Geschäfte

ihres Gatten gekümmert. Sein Reichthum überhob sie sogar jeder kleinen Sorge für die Häuslichkeit, der auch Frauen aus den höchsten Ständen sich sonst oft unterziehen. Besonders seit ihrer Rückkunft von Karlsbad hatte sie, der Außenwelt fast unzugänglich, sich ganz einem innerlichen Leben zugewendet, und träumerisch vor ihrer Seele die Gestalten vorübergehn lassen, die so bedeutsamen Eindruck auf ihr tiefstes Wesen gemacht. Nur auf den Klängen der Musik wiegte sie oft die wechselnden Gefühle: Schmerz und Freude, all die Erinnerungen einer inhaltvollen Zeit. Denn die Töne sind die sanftesten Dolmetscher des Gefühles und der Schwärmerei, und lassen die leisesten Schwingungen der Seele ausklingen, wo das Wort in seiner scharfen und schneidenden Bestimmtheit das Gefühl verletzen würde. Oburn hielt diesen apathischen Zustand für Krankheit, und ängstigte sich ab, bis ihm der Arzt die Versicherung gab, daß seine Frau sich körperlich vollkommen wohl befinde. Getröstet begann er nun, sie eine Närrin zu schelten, die ihm das Leben durch ihre Launen verbitterte und immer ihren abgeschmackten Träumereien

nachjage. Auch zog er sich ganz von ihr zurück, und nur eine zufällige Stimmung hatte die beiden Gatten zusammengeführt. Madame Dburn, tief erregt durch Ehrigs Worte, folgte scharf betrachtend, jeder Bewegung ihres Mannes; erhob sich dann plötzlich, näherte sich ihm leise, legte freundlich ihren Arm auf den seinen, und sprach: „Du thust nicht wohl daran, den Arbeitern Abzüge zu machen; es wird für Dich selbst schlimme Folgen haben; glaube es dem redlichen Ehrig, und laß' es um keinen Preis dahinkommen, daß der treue Mann, der so eifrig für Dein Wohl sorgt, das Haus verlasse!“

Erstaunt sah Dburn seine Frau an; denn es war das erstemal, daß sie über Angelegenheiten seines Geschäftes mitsprach. Erfreut über diese Theilnahme und überzeugt von der Nothwendigkeit, Ehrig zu behalten, sprach er in einem liebevollen Ton: „Du hast wohl recht, liebe Johanna! doch nach den vielen Verlusten, die ich kürzlich erlitten, bin ich wirklich nicht im Stande, die Lage meiner Arbeiter zu verbessern! Doch das findet sich vielleicht mit der Zeit wieder! Und dann,

mein Kind, Du kennst dies Volk nicht! Wenn sie sehn, daß ich jetzt bei meinem Willen bleibe; daß ich mich nicht schrecken lasse, so werden sie schon ruhig fortarbeiten. Wo wollen sie denn hin? Die sind mir sicher! Gerade ihre Armuth fesselt sie an mich! Ich kann ihnen noch weit größere Abzüge machen — sie müssen doch bleiben, und nach meiner Pfeife tanzen! Aber den Ehrig kann ich nicht entbehren, ich will ihm das Doppelte seines Gehaltes bieten, wenn er bleibt.“ Verwundert hörte die junge Frau ihrem Manne zu: „Du hast Verluste gehabt, lieber Dburn? Du kannst deshalb den Leuten nicht geben, worauf sie durch mühsame Arbeit ein Recht sich erworben? Aber warum brauchen wir denn so viel? Laß uns einfach leben! Fort mit dem übermäßigen Aufwande! Die Summen, welche wir dadurch nutzlos vergeuden, könnte die Lage aller Deiner Arbeiter sorgenfrei machen. Hätte ich nur früher von Deinen Verlusten gewußt: ich würde schon längst Einschränkungen im Hause gemacht haben.“

Bei diesen Worten lachte Dburn hell auf: „Märchen! Wir wollen uns deshalb nichts abgehen lassen!

Kümmere Dich nicht weiter darum, und sei zufrieden, wenn Deine kleinen Füßchen auf weichen Teppichen gehen, und die niedlichen, weißen Hände nicht durch Arbeit ihre Schönheit einbüßen.“

Erröthend mit vorwurfsvollem Blick sah Madame Dburn den Gatten an, und entgegnete: „Dburn, hätte ich die Noth Deiner Leute in ihrer ganzen Größe gekannt, ich würde mich geschämt haben, ihnen, mit Gold und Sammet geschmückt, unter die Augen zu treten! O daß ich mich nicht früher darum bekümmert! Wie mancher Noth hätte ich abhelfen, wie manchen Fluch in Segen verwandeln können!“

Rasch als könnte jeder ungenügte Augenblick ihr verderblich werden, eilte sie in ihr Boudoir, öffnete eilig alle Fächer ihres Sekretairs, packte verschiedene, sehr werthvolle goldene Ketten, Ringe, Geschmeide, Arm- und Stirnspangen aus, wog mit sichtlicher Freude diese Preciosen in der Hand hin und her, schellte, und ließ den Buchhalter zu sich rufen. Als dieser bald darauf eintrat, rief sie ihm zu: „Herr Ehrig! Ich war zugegen, als Sie meinem Gatten die Bitte der Arbei-

ter um Erhöhung ihres Lohnes vortrugen! Da Dburn, selbst bedrängt, sie für den Augenblick nicht erfüllen kann, so bitte ich Sie dringend, meine Schmucksachen zu verkaufen, und den Erlös zum wöchentlichen Zuschuß für die Leute insgeheim zu verwenden. Lange wird diese Summe leider nicht ausreichen; doch wenigstens für den kommenden Winter die größte Noth lindern! Und, im Frühjahr, hoffe ich, wird mein Gatte im Stande sein, die pekuniäre Lage der Arbeiter für immer besser zu gestalten.“

Ehrig sah sprachlos bald die glänzenden Preciosen, bald die liebliche junge Frau an, und frug darauf zweifelnd: „Gnädige Frau, Sie wollten wirklich zum Vortheile der Armuth sich von ihrem Schmucke trennen?“ „Das will ich in allem Ernste! Jetzt, da ich mit den Zuständen der Armuth vertraut geworden, will ich solchen Schmuck nicht eher tragen, bis unsere Leute vor Noth geschützt sind! Aber, Herr Ehrig, bitte! Sagen Sie meinem Gatten nichts davon! Ich kenne ihn! Sonst würde auch diese kleine Hülfe den Armen entgehen! Stumm packte Ehrig die Sachen zusammen,



und verließ eilig das Gemach, um die ihn überman-  
 nende Mühsung zu verbergen. Sobald Madame Dburn  
 sich allein sah, rief sie Köchinn, Stubenmädchen, Be-  
 diente und Kutscher zu sich herein, zahlte ihnen den  
 rückständigen Gehalt aus, und verabschiedete sie sämt-  
 lich. Nur die treue Lisette behielt sie um sich. Als  
 Herr Dburn später diese eigenmächtige Maßregel er-  
 fuhr, polterte er arg im Hause umher, schalt seine Frau  
 eine Romanheldinn, und beruhigte sich endlich durch die  
 Hoffnung, daß diese Grille doch nur von kurzer Dauer  
 sein und das ancien régime im Haushalt bald wieder  
 herrschen würde. Doch Madame Dburn blieb fest in  
 ihrem Vorsatz. Die bis dahin so verwöhnte, weiche-  
 Frau übernahm jede häusliche Beschäftigung, mochte sie  
 ihr noch so ungewohnt und fremd sein, ohne je den  
 Wunsch nach Unterstützung zu äußern. Von früh bis  
 spät sorgte sie bereitwillig für die Bedürfnisse und Be-  
 quemlichkeiten ihres Mannes, und fand immer noch Zeit  
 genug, die Fabriken zu besuchen. Ihr natürliches, rich-  
 tiges Gefühl sagte ihr, daß freundlicher Zuspruch und  
 menschliche Behandlung diesen Leuten noch nöthiger sei,

als die Erhöhung ihres Lohnes. Deshalb sprach sie freundlich mit allen, erkundigte sich nach den Familien und half nach Kräften, wenn sie von einer Krankheit oder einem Unfall hörte. Die Arbeiter, die sie bisher als die Ursache ihres gesteigerten Druckes angesehen hatten, beteten sie jetzt an. Die bärtigen Gesichter glänzten vor Freude, wenn sie in die Arbeitsäle trat; und von dem Widerschein dieser Freude wurde selbst das sonst undurchdringlich ernste Gesicht des Buchhalters verklärt, der seine Herrinn auf diesen Gängen zu begleiten pflegte! Bei all' ihrer Milde und Menschlichkeit, trotz des Segens, den sie überall verbreitete, konnte Madame Dburn doch bei den Werken der Wohlthätigkeit ein peinliches Gefühl nicht überwinden. Ihr richtiger Takt gab ihr das Bewußtsein, das die tiefsten Denker dieses Jahrhunderts erkannt, und in kühnen Problemen wissenschaftlich ausgearbeitet, das Bewußtsein, daß in der Wohlthätigkeit selbst, und mag sie mit noch so viel christlicher Liebe prunken, eine Erniedrigung liege für die Bedürftigen, deren ewige Menschenrechte zu einem Gegenstand frommer Herablassung herabgewür-

digst würden, zu einem Gnadengeschenk, das eine aus dem Katechismus geschöpfte Sittlichkeit mit den andern zugleich sich selbst macht! Abgesehen von dem Posamenten des Pharisäerthums, der noch jetzt in allen Massen, an allen Ecken ertönt, wenn er sich auch in den Heroldruf überschwänglicher Christlichkeit verwandelt; abgesehen von der eigennützigen Wohlthätigkeit, welche ihre Gaben nur auf Abschlag himmlischer Belohnung spendet: wird nicht durch unsere socialen Verhältnisse selbst die milde Humanität gezwungen, die Miene der Herablassung anzunehmen, und einem entwürdigten Patriarchen als Gnade und Segen gegenüber zu treten? Doch allmählich beginnt auch in den Massen das Bewußtsein der ewigen Menschenrechte, wie sie die französische Revolution proklamirt, die keine Form der Freiheit geben ohne ihren Inhalt; sondern den Anspruch auf eine Existenz, die in allem Reichthum der Schöpfung sich mit Freiheit auszubreiten berechtigt ist. In den neuesten Entwicklungen des französischen Geistes gähren diese Probleme mit dunkler Gewalt, eine Gährung, die noch keine feste Form gewinnen kann, die pro-

teusartig ihre Gestaltungen wechselt, oft in leere Luftbilder verweht, in eiteln Dunst ausdampft; aber stets Zeugniß ablegt von der innern, schaffenden Nothwendigkeit, welche fortzuleugnen eine Blasphemie ist gegen den neuen Geist der Menschheit. Die deutsche Philosophie hat die Aufgabe, diese Erscheinungen auf ihren wahren Gehalt zurückzuführen, ihre innerste Bedeutung aufzufassen, ihnen ihre Stelle anzuweisen in der Entwicklung des Geistes.

In Rousseau's Urwälder zurück zu fliehen, die ganze Cultur als Flitterwerk und Unnatur, als aufgedrungene Last von sich zu werfen, und ein vierbeiniges Leben zu führen: das ist der neuen Menschheit nicht möglich: das hieße ihre innerste Entwicklung verläugnen; das ist der Gedanke der kolossalsten Reaktion, den je ein Menscheng Geist gedacht! Doch die tiefen Gegensätze, welche aus dieser Kultur hervorgegangen, müssen auf ihrem eigensten Terrain sich auskämpfen. Die Industrie, die Mutter des Proletariats, die zugleich den Reichthum und die Armuth bringt, den Reichthum für Einzelne, welche die Nation repräsentiren; die Armuth für die

Massen: sie ist das neueste Kind der Cultur, unter bedenklichen Auspicien geboren, einer bedenklichen Zukunft entgegensehend. Sie hat die Armuth, die bisher zufällig war und isolirt oder in der Knechtschaft Rettung vor dem Hunger fand, zuerst freigegeben und organisirt, so daß sie jetzt als eine imposante Macht in die Geschichte tritt.

Die Associationen der Armuth, der englische Charitismus, ihre ersten Schlachten in Lyon und Paris, ihre verzweifelte Experimental-Revolution in den schlesischen Gebirgen: das sind Thaten, mit denen ein neues Blatt in der Geschichte beschrieben wird. Dazu der Zweifel an dem Eigenthum, dessen Heiligkeit von der kühnen Kritik eines Proud'hon aufgelöst wird; der phantastisch organisirte Communismus eines Cabet und Weitling. Die socialen Theorien eines Dezamy und Louis Blanc: sie alle legen Zeugniß ab von den neuen Gedanken, welche der Gemüther der Menschen sich bemächtigen, und von dem tiefen Bruch in unseren Verhältnissen, der sie hervorruft. In all' diesen prophetischen Träumen, in diesen oft chimärischen Zukunftsbil-

bern, wie in der kühnen, zerlegenden Dialektik der Denker, welche keine bestehende Einrichtung wegen ihres verjährten Brauches, respectirt: webt und lebt ein neuer, Menschheitlösender Genius, eine neue, erhabene und aufopferungsfähige Sittlichkeit, die in Frieden und Krieg, in Leben und Tod, mit der That des Hasses oder dem Werk der Liebe, mit Ueberredung oder Gewalt den Segen der allgemeinen Verbrüderung heraufführen will über eine innerlich verfallene Welt. Du armes Proletariat, Erbe des alten Fluches vom Paradiese, verdammt, im Schweiß des Angesichts dein Brod zu essen, und nimmer frei und unbefangen den Blick emporzurichten mit all' der Majestät der Menschenwürde; verdammt, die Maschine zu sein, die gedankenlos von Tag zu Tag sich abarbeitet für fremden Genuß und nimmer die Früchte des eigenen Fleisches ärndtet: auch dir wird bald die Sonne eines bessern Lebens aufgehen, eines Lebens, daß deine Arbeit mit Bewußtsein und mit Genuß belohnt, und alle Entbehrung und Bedürftigkeit kümmerlicher Verhältnisse von dir fernhält.

Die Arbeit der Denker wird und kann nicht ver-

gebens sein; die Macht des Gedankens wird und muß die Welt unterwerfen. Das geheiligte Recht, das eine sklavische Gelehrsamkeit nur zu glossiren und zu erläutern wagte, ist von der Wissenschaft nachgewiesen als ein Unrecht, das in seinen neuesten Entwicklungen schwer auf der Menschheit lastet und sich selbst auflösen muß. Eine Reform tief eingreifender Uebel, die den Schein des Guten, das bestehende menschliche und göttliche Gesetz für sich haben, muß eine Revolution verhindern.

Die Besizenden müssen nicht länger ihre Ohren verstopfen vor dem neuen Evangelium der Liebe, das ihnen gepredigt wird, ein verstocktes Pharonenthum wird ihr eigenes Verderben sein. Die kleinen Geldtyrannen, welche auf ihr Erbe so stolz sind, wie die Herren von Gottes Gnaden auf das ihre, und einen Despotismus en miniature ausüben, werden, wenn sie nicht freiwillig abstehen von so quälendem régime, eine Revolution hervorrufen, welche den ganzen Bau der Gesellschaft zusammenschüttelt; der gegenüber die französische Revolution nur ein politisches Kegelschieben war. Darum, ihr Besizenden! Erkennt die unveräußerlichen Menschen-

rechte an, in einer Association des Friedens und der Liebe, ehe sie euch proklamirt werden, von einer blutigen Association des Hasses und des Krieges.

Herr Dburn war indeß von solchen Gedanken weit entfernt. Er sah, daß die Arbeiter sich beruhigten, ohne die geheime Ursache zu kennen. Darüber triumphirte er: Sehen Sie, Herr Ehrig! die Leute sind, ohne Lohnerhöhung, doch geblieben! D ich weiß sie zu beurtheilen; ich verstehe, sie zu behandeln! Das Volk muß gedrückt sein — der Druck ist sein Lebens-Element! Wenn es erst anfängt, frei aufzuathmen, dann ist es um den Wohlstand der Fabrikherrn geschehn!“

Ehrig erwiederte nichts auf diese Reflexion. Seine Gedanken waren bei der schönen, jungen Frau, die durch eine so edle Praxis der Humanität ihres Gatten Theorien beschämte.

---



## 12.

In der ziemlich bedeutenden Provinzialstadt, in welcher Oburn seinen Wohnsitz aufgeschlagen, war in diesem Winter ein außergewöhnliches reges, gesellschaftliches Leben. Zwar nahm Oburn und seine Frau gegen die frühere Gewohnheit keinen Theil an diesen Vergnügungen, sondern lebte still und zurückgezogen, in einsamer Verstimmtheit, während der ganze Ort wie ein in Scene gesetzter Roman der Gräfinn Hahn-Hahn aus sah, in welchem bekanntlich die Gesellschaft und die Gesellschaften die Hauptrolle spielen und alles Heil der Welt in den feinen Ton und in die konventionellen Formen gesetzt wird.

Veranlassung zu diesem lebendigen Treiben mochte wohl der Aufenthalt des Prinzen C\*\*. geben. Ihm zu Ehren reichte sich Feste an Feste, Ball an Ball; die reiche Kaufmannschaft ließ ihre Goldminen springen;

selbst Offiziere und Beamten stürzten sich in ehrgeizigem Wettstreit in eine Schuldenlast, um mit der Bewirthung eines fürstlichen Hauptes prahlen zu können, eine Vergnadigung und Ehre, die sich in heiligen Familiensagen forterbt von Kind zu Kindeskind! Besonders zeichnete sich das Banquierhaus Neumann durch seine glänzenden, geschmackvoll arrangirten Feste aus. Obgleich man gewohnt war, daß der reiche Banquier jedes Quartal mit einem großen diner begann, bei welchem aller Glanz des Silbers und Tafelzeuges entfaltet wurde, so staunte man doch in's geheim über diesen noch nie dagewesenen Pomp, zuckte die Achseln, und zischelte sich bedeutsam in die Ohren. Man fürchtete allgemein, dieser Hochmuth werde zu Fall kommen und das Fortunatusfäcklein seine Fülle urplötzlich erschöpfen. An dem Tage, als diese Furcht größere Begründung zu gewinnen schien, herrschte gerade in den Oburnschen Fabriken eine besondere Freude, wie sie nur Festtagen eigen zu sein pflegt. Die Dampfmaschinen waren polirt und blank gepugt; die Säle reingefegt und mit frischem Sande bestreut; die Arbeiter, mit reinlicher Wäsche be-

kleidet, saßen vor ihren Webstühlen, die ebenfalls von dem verjährtten Staube gesäubert waren; die Comptoiristen hatten; mit noch kunstgeübterer Hand, als gewöhnlich, Busenstreif und Manschetten geordnet; und die blauen Fracks mit den gelben Knöpfen angezogen. Alles schien gespannt und erwartungsvoll; am meisten wohl der Fabrikherr selbst. Unruhig ging dieser in seinem geöffneten Prunkzimmer auf und ab, besah dann wohl eine Minute lang seinen neuen eleganten Anzug im Spiegel, sprach laut, wie mit einer andern Person, mit sich selbst, indem er mit den Händen gestikulirte und tiefe Reverenzen machte. Dann öffnete er eine Nebenthüre die in das Boudoir seiner Gattin führte, sah hinein, und rief ungeduldig: „Johanna, bist du noch nicht angekleidet? Was? in diesem einfachen, schwarz seidenen Kleid willst Du den Prinzen empfangen? Wo ist Dein Schmuck? Ich will nicht, daß meine Frau, wie eine Nonne einhergehen soll! Rasch! Puge Dich! Zieh' ein reiches Gewand an, und schmücke mit den Rubinen Deinen weißen Hals.“

Madame Durn, die überhaupt nicht mehr so

frisch und blühend aussah, wie in Carlsbad, war gerade heute auffallend blaß; doch diese edle Blässe, das Attribut geistigen Leidens, raubte ihr nichts von ihrer Schönheit. In dem schlichten, tiefschwarzen Kleide, das Haar auf der hohen Stirn kindlich gescheitelt, sah sie so ideal aus, hatte ihr Wesen eine so eigenthümliche Verklärung, daß es schwer zu bestimmen war, ob sie an jenem Abend auf dem Ball des Fürsten Constantin, oder an diesem Morgen einen größeren Zauber ausübte. Ruhig, doch bestimmt, erklärte sie ihrem Gatten, daß es ihre Absicht nicht sei, den Prinzen zu empfangen, daß sie in ihrer gewöhnlichen häuslichen Toilette bleiben würde. Die aufschwellende blaue Stirnader des Gatten ließ eine heftige Gegenrede erwarten; doch das Heranrollen der prinzlichen Equipage verhinderte den Ausbruch des drohenden Sturms. Noch einmal musterte der Fabrikherr seine Figur in dem hohen Trümeaux, postirte sich dann, mit seinem Comptoir=Personal, an dem Portal des Hauses, um hier den Prinzen zu empfangen, der nur von seinem Adjutanten und Leibarzt begleitet war. Dburn hatte, zu der feierlichen Anrede,

das ganze Wörterbuch der stammelnden Unterthänigkeit auswendig gelernt; und war, in Mienen, Bewegung und Sprache, ein leuchtendes Vorbild der treuesten Loyalität. „In seines Nichts durchbohrendem Gefühle“ stand er da mit gesenktem Haupt, und stotterte einige Redensarten von unendlicher Ehre und Gnade heraus, in denen sich sein zusammengepreßtes Innere Luft machte. Der Prinz übersah mit vornehm nachlässiger Miene die Befangenheit oder Unbeholfenheit des Herrn Dburn; und verlangte gleich die Fabriken zu besichtigen. Persönlich umhergeführt von dem Besitzer, dem das Bewußtsein seines Besizes einigermaßen eine behäbige Fassung wiedergab, fand er alles vortrefflich eingerichtet, lobte die Intelligenz des Gründers, sprach leutselig mit den Arbeitern, und ließ ihnen von seinem Adjutanten ein reiches Douceur überreichen. Als die Umschau vorüber war, nahte für Herrn Dburn ein schwerer Augenblick, dessen Erwartung ihm schon seit Ankunft des Prinzen den Angstschweiß auf die Stirn getrieben; nämlich die Bitte, der Prinz möchten die Gnade haben, höchstgeignen ein Frühstück bei ihm ein-

zunehmen. Doch wie es ein harmloser Witz des Schicksals ist, daß gerade das, was man im Leben am meisten fürchtet, am glücklichsten vorübergeht, so hatte auch Oburn für seine ausgestandene Angst, die große Genugthuung, daß der Prinz sichtbar erfreut die Einladung annahm und mit raschen Schritten in die geöffneten Gastzimmer eintrat. Die Einrichtung derselben war elegant und geschmackvoll; das servirte Frühstück hätte die verwöhnteste Zunge eines Epikuräers befriedigen können. Madame Oburn war nicht sichtbar. Der Prinz in irgend einer lieben Hoffnung getäuscht, wurde verstimmt und schweigsam. Herrn Oburn überfiel bei dieser sichtlichen Veränderung ein panischer Schrecken; auf allerlei geistlose Fragen, die er an den Prinzen richtete, erhielt er kurze, einsilbige Antworten; seine Verzweiflung steigerte sich immer mehr, je mehr die Aussicht schwand, daß seine Frau ihn durch ihre Ankunft von dieser Marter erlösen werde. Der Gedanke an seine Frau brachte ihn übrigens auf den glücklichsten Einfall. Ihr lebensgroßes, sehr ähnliches Portrait, von einem der ersten, jetzt lebenden Künstler gemalt, hing in

reichem, goldenen Rahmen in seinem Geschäftszimmer. Schnell öffnete er die Thüre, die dahin führte, und zog den Prinzen hinein mit den Worten: „Wie gefällt Ihnen dies Bild?“

Wie die Sonne plötzlich durch finsternes Gewölk bricht: so erhellte sich das verdüsterte Gesicht des Prinzen zu einem Freudenschein, der im Nachglanz noch die Züge des Herrn Durn verklärte. „O mein Gott! wie schön ist sie doch!“ sprach der Prinz nach langem Anschauen fast bewusstlos vor sich hin; „und wie wunderbar ist dies Bild getroffen!“ Den Schritten des Prinzen war sein Leibarzt unmittelbar gefolgt. Auch er stand vor diesem Portrait wie festgebannt; Erinnerungen an eine theure Vergangenheit überkamen ihn mächtig bei dem Anblick dieser Züge. Sein Auge bligte auf wie vor Freude und Seligkeit; die strengen, edeln Züge wurden weicher, ein Hauch des Friedens wehte darüber hin; doch diese stille Seligkeit wich plötzlich einem höhnischen bittern Ausdruck. Wie von heftigen innerm Leiden erfaßt, ballte er beide Hände, presste die Lippen fest zusammen, und wandte sich dem Fenster zu. Herr

Oburn hatte beide aufmerksam beobachtet; eine Ahnung durchzuckte sein mißtrauisches Gemüth, als ob nicht das schöne Bild, sondern das Original der Gegenstand sei, der Beiden ein so lebhaftes Interesse einflöße; doch wußte er sich zu beherrschen, und frug unbefangen: „Kennen Sie, mein Prinz vielleicht meine Frau?“

„Ich war vergangenen Sommer so glücklich, in Karlsbad eine Dame flüchtig zu sehen, der das Bild sprechend gleicht. Wo die Schönheit so überraschend ist, prägen sich alle Züge tief ein. Deshalb mag es Sie nicht befremden, wenn ich dies Portrait mit Bewunderung betrachte. Ist diese Dame wirklich ihre Gattinn, so sind Sie der beneidenswertheste Mann, den ich kenne.“ Wie eine herbe Pille, schluckte der Ehemann diese Schmeichelei herunter: „Ja wohl, bin ich das und ich bedaure nur, daß meine Frau durch Krankheit verhindert ist, die Wirthinn meines hohen Gastes zu sein!“

Alle drei Personen waren in eine Stimmung versetzt, welche den materiellen Genuß eines feinen Frühstücks verschmähen mußte. Die auserlesensten Leckereien



verließen unberührt den Tisch; nur dem Wein, dessen Güte und Alter solchen Vorzug verdiente, ließen sie sein volles Recht widerfahren. Als der Nebentrauf eben anfang, das Gespräch frischer und lebendiger zu machen, wurde die Thüre rasch und heftig aufgerissen; der Buchhalter Ehrig trat leichenblaß in das Zimmer, und schrie fast konvulsivisch, ohne auf den hohen Gast die geringste Rücksicht zu nehmen: „Banquier Neumann hat fallirt!“

Die Wirkung dieser wenigen Worte auf Dburn war unbeschreiblich. Vollkommen erstarrt, ohne die geringste Spur des Lebens stand er, einige Minuten an die Wand gelehnt. Dann arbeitete seine breite Brust gewaltig; und die Worte: „dann bin auch ich ruinirt,“ entzogen sich mühsam seinen Lippen. Im Innern des Prinzen mußte während dieser Scene irgend ein Entschluß reifen. Fast freudig sah er auf die vom Schreck zerschmetterte Gestalt des Fabrikherrn, reichte ihm herablassend die Hand, und sprach: Adieu für Heute, lieber Dburn! Sollten Sie in irgend einer Beziehung Hülfe brauchen, so wenden Sie sich nur an mich. Meine

Raffe und meine Connexionen stehen Ihnen gern zu Gebote.“

Durch das Fallissement des Banquierhauses verlor Herr Dburn eine baare Summe von 50,000 Thalern. Dieser Schlag hatte ihn so unerwartet getroffen, daß er in den ersten Tagen nach diesem Ereigniß wie betäubt umherging. Dann raffte er sich auf, nahm mit dem Buchhalter seine Credit- und Debetbücher genau durch, und erhielt als Resultat die traurige Gewißheit, daß sein Ruin unabwendbar sei, wenn er nicht irgendwo eine Anleihe von 50,000 Thaler machen könnte. Dburn war übrigens eine thatkräftige Natur. Sobald ihm seine verzweifelte Lage ganz klar geworden, sah er diesem Schreckbild fest ins Auge, und versuchte Alles, um diesem Unglück vorzubeugen. Alles, was an ihn zahlbar war, wurde eingezogen; und wo er selbst Verpflichtungen hatte, bat er auf einige Monate um Stundung. Doch selbst die befreundetsten Kaufleute schlugen ihm dies ab; und drangen, vielleicht selbst durch Neumanns Bankerott gezwungen, auf augenblickliche Zahlung. Eben so vergebens war Dburns Bitte um ein Darlehn,

obgleich er selbst in ähnlicher Lage oft seinen Freunden thätige Hülfe geleistet. Doch jetzt fand sich keiner dazu bereit; alle lehnten es, unter diesem oder jenem Vorwande ab. Seine Lage wurde wirklich verzweifelt, als auch noch ein englisches Haus, das für ihn Geschäfte in Baumwollgarn machte, ihm einen bereits acceptirten Wechsel von 10,000 Rthlr. zu augenblicklicher Zahlung präsentirt und über Dburn, im Fall einer Zögerung, als säumigen Wechfelschuldner Personal=Arrest verhängte.

Dieser Schlag vernichtete Dburns letzte Hoffnung. Er verschloß sich 24 Stunden lang in sein Zimmer; man hörte ihn darin laut ächzen und stöhnen, Tag und Nacht mit heftigen Schritten auf und ab gehen. Nachdem der wildeste Sturm ausgetobt, trat er in das Zimmer seiner Frau. Er mußte fürchterlich gelitten haben, denn seine Züge waren tief eingefallen; und der hochrothe Bart an dem einen Tage grau geworden.

Madame Dburn hatte alle diese Schreckensnachrichten mit bewunderungswürdiger Ergebenheit aufgenommen. Der Gedanke, daß sie von jetzt ab in Armuth

und Dürftigkeit leben müsse, hatte für sie nichts vernichtendes: denn sie kannte den Werth des Geldes noch nicht, und war durch den Besitz desselben zu wenig glücklich geworden. Liebevoll eilte sie ihrem Gatten entgegen und brach bei dem Anblick seiner verfallenen Gestalt in heftiges Weinen aus. Dieser Beweis ihres Mitgeföhls erschütterte ihn, und als ob er sich jeder weichen Regung schämte, unterdrückte er schnell eine hervorquellende Thräne, und sprach: „Prinz C\*\* wird heute zu uns kommen; ich muß bei ihm eine bedeutende Anleihe machen. Ich erwarte von Dir, Johanna, daß Du Dich vernünftig beträgst, und Deine ganze Berechnungskunst und Liebenswürdigkeit aufbietest, um den Prinzen willfährig zu stimmen; denn von der Herbeischaffung dieser Summe hängt nicht allein unser eigenes Glück und das Wohl unserer Arbeiter ab; sondern meine Ehre, — merke Dir, Johanna, meine Ehre! Bis Morgen früh muß ich im Besitz dieser Summe sein, oder mein Name ist gebrandmarkt für immer, und meiner wartet gefängliche Haft. Alles steht auf dem Spiel;

alles muß gewagt werden und daran gesetzt an die Rettung.“ Wie ein schwerer Unheil drohender Traum, aus dessen Banden sich die Seele vergebens loszureißen sucht: so wirkten diese Worte auf Madame Dburn, und es währte lange, ehe sie ihren ganzen Sinn gefaßt. Außer sich warf sie sich vor ihrem Gatten auf die Kniee nieder, und rief leidenschaftlich: „Dburn, verlange das nicht von mir! Ich will für Dich arbeiten, für Dich betteln; doch nimmer den Prinzen um Hülfe flehen! Wenn Du wüßtest — ja wenn Du wüßtest —“ ein eifriger Frost schüttelte bei dieser Erinnerung die zarten Glieder — „welch' unseliger Stern mich schon mit ihm zusammengeführt; Du würdest das nimmer von mir verlangen!“ „Märrinn! Ich mag, ich will nichts wissen — es ist mein fester Entschluß, daß Du, gerade Du, den Prinzen bewegen sollst, uns zu retten. Auf ein paar Weiberthränen kann ich nicht Rücksicht nehmen, wo es darauf ankommt, Hunderte von Menschen vor gänzlichem Verderben zu retten. Das solltest Du selbst überlegen, wenn es Dir überhaupt mit Doinen

schönklingenden Redensarten Ernst ist. Hier ist nichts mehr zu wählen und zu besinnen!“

Herr Dburn hatte das Zimmer schon längst verlassen, als seine Gattinn noch immer starr dasaß, bewusstlos und gefühllos. Es giebt solche Augenblicke, in denen die Seele alle Farben und Formen des Lebens, alle festen Gedanken und festen Gefühle verliert, und sich ganz in die einförmig schwarze Nacht der Existenz versenkt. Nur das dumpfe Brüten bleibt, und der Alpdruck eines namenlosen Schmerzes!

Madame Dburn rang sich plötzlich aus dieser Apathie los, sprang hastig auf, lief in das Comtoir, und ersuchte athemlos den Buchhalter um das Contobuch ihres Gatten: „Ich beschwöre Sie, Ehrig, sagen Sie mir aufrichtig, wie steht es mit meinem Mann?“

Ehrig schaute sie mit kummervollen Blicken an, und erwiderte ganz leise: „Gnädige Frau! Werden Sie auch stark genug sein, die Wahrheit zu ertragen? Wohlan denn, ich schwöre es bei meiner Ehre! Wenn Ihr Gatte nicht bis Morgen die Wechfelschuld von

10,000 Rthlr. decken kann, so ist das Geschäft ruiniert und die Fabriken werden von den Creditoren um einen Spottpreis verkauft.“

„Haben Sie alles versucht, alles?“ frug die junge schöne Frau mit einem flehenden Blick, der dem Buchhalter bis in's Innerste drang. „Dburn hat viele Freunde; will ihm Niemand helfen?“

„Niemand, gnädige Frau!“

„Unser Mobiliar und Silberzeug ist von bedeutendem Werth! Verkaufen Sie alles — und retten Sie die Ehre meines Mannes!“

„Die Summe ist zu groß, und kann dadurch nicht getilgt werden. Auch ist es zu spät. In zwölf Stunden muß die Zahlung geschehen sein — oder —“

Madame Dburn bedeckte die Augen mit den Händen, und rief leidenschaftlich: „Genug, Ehrig, genug!“

Eine Stunde später hatte Herr Dburn eine lange, geheime Unterredung mit dem Prinzen E\*\*. Sie mußte für beide befriedigend ausgefallen sein; denn das Gesicht des Prinzen sah beim Abschied triumphirend

aus, und auch Herr Dburn trat sichtlich erheitert und ruhig in das Comtoir, und verkündete dem Buchhalter, daß der Prinz bereit sei, Morgen früh die Summe von 10,000 Rthlr. vorzuschießen. Bei dieser Nachricht erbleichte Ehrig, und sah Dburn mit einem vorwurfsvollen Blicke an, den dieser nicht ertragen konnte. Rasch wandte er sich ab, und ging in das Gemach seiner Frau.

Stumm trat er ein; es war eine unheimliche Pause! Sie lag auf dem schwarzen Sammet-Sopha, betäubt und lautlos, er ging hastig im Zimmer auf und ab. Dann sprach er plötzlich in bittendem Ton: „Johanna, Johanna!

Bei meiner Ehre! Es giebt nur dies eine Mittel, uns zu retten! Glaube nicht, daß ich leichten Sinnes mich dazu entschlossen! Es hat mich schweren Kampf gekostet; denn ich liebe Dich! — Du mußt —  
— — — — —!“

„Dburn,“ schrie die Frau ihm entgegen, „Du willst mich verkaufen, wie eine Sache, wie Dein Eigen-



thum verhandeln! Fühlst Du nicht die namenlose Beschimpfung und Entwürdigung, die Dich trifft, wie mich!“

„Die Welt erfährt nichts davon; diese Beschimpfung bleibt im Stillen, und wir können uns, wenn es uns auch schwer fällt, über Vorurtheile hinwegsetzen. Hier gilt es die Ehre vor der Welt, unsere ganze bürgerliche Stellung! davon hängt der Werth unseres Lebens ab; und sie müssen wir gegen jedes Opfer retten!“ „Oburn — es ist nicht möglich — noch glaub' ich nicht, daß es Dir Ernst ist mit so schimpflicher Barbarei —“

„Es ist mein Ernst; ich bin entschlossen. Gerade an diesem Opfer will ich Deine Liebe erkennen! Es bleibt dabei!“

„Du hast kein Recht, über meine Liebe und meine Ehre zu bestimmen. Ich werde die heiligsten Rechte meines Herzens und Lebens wahren — dies ist die Stelle, die uns auf ewig trennen muß.“

Oburn nahm einen bittenden Ton an, ein Ton, der seinem Wesen fremd war, zu dem ihm nur die

schmerzlichste Zerknirschung seines Innern treiben konnte. Das höchste Gut seines Lebens stand auf dem Spiel — und in die Gewalt seiner Frau war es gegeben, den drohenden Sturm zu beschwören. Gerade der nahe Verlust zeigte ihm den ganzen Werth des klingenden Mammons; seine fiebernde Angst ließ ihn ängstlich nach Rettung umhersuchen; das Gold stand wie ein Phantom vor seiner Seele, unentfliehbar, ihn fesselnd mit eherner Macht; und wuchs in den phantastischen Bildern, die durch seine Seele jagten, zu riesenhafter Gestalt. Wie klein schien ihm dagegen das Opfer, das seine Frau bringen sollte, ein kurzes Liebesglück an einen Fremden verschwendet, eine selige Nacht, untreu den Laren des Hauses, unter einem fremden Gestirn geträumt! Dennoch ängstigte ihn die fieberhafte Spannung seiner Frau. Er stand vor ihr wie ein Delinquent, der um Gnade fleht; doch sie wies ihn mit Entschiedenheit zurück.

Er wollte ihre Erklärung nicht als fest, ihren Entschluß nicht als wandellos hinnehmen, und verließ das

Zimmer, mit dem Versprechen, nach zwei Stunden zurückzukehren, indem er die Hoffnung aussprach, sie dann bekehrt zu sehn, und geheilt von ihren thörichten Vorurtheilen. —

Madame Uburn war in jene Spannung versetzt, die, wenn sie nicht die Seele aufzehren sollte, sich in äußerer Handlung rasch und entschieden bethätigen mußte. Der Bruch in ihrem Leben war vollendet: sie fühlte sich durch die Zumuthung ihres Gatten entehrt, in dem innersten Kern ihres Wesens verletzt.

Die vollständige Entfremdung ließ sie nicht einen Augenblick länger mit ihm unter demselben Dache verweilen. Er hatte sich des Rechts auf ihre Liebe unwerth gemacht, eine Liebe, die gerade jetzt im Unglück ihm treu zur Seite stehen sollte.

Dieser Gedanke verzögerte auf kurze Zeit ihren Entschluß; doch sie wurde sich darüber klar, daß von Pflichten zwischen ihr und ihrem Gatten nicht mehr die Rede sein könne. Rasch und geheim ließ sie ihre Sachen einpacken, den Reisewagen fertig machen, und fuhr,

ohne von Dburn Abschied zu nehmen, aus dem Hause, die Schande fliehend, die ihr drohte. Frei athmete sie draußen auf; es ging der Hauptstadt zu, einer stürmischen Welt voller Klippen und Untiefen, deren Wogen manch leuchtendes Segel zur Tiefe hinabziehen, aber auch manch lichte Perle aus ihrem Schoße zu Tage fördern.

Das war der erste Abschnitt ihrer Ehe, reich an allen Konflikten, welche das Leben der Gegenwart bewegen. Gewaltfam hatte sie sich losgerissen von qualvollen Verhältnissen, die in innerer Auflösung sie zu zertrümmern drohten. Ihren Gatten ließ sie allein, anheimgegeben dem modernen Fatum, das Menschen und Götter beherrscht, dem Golde, das wie Saturn seine eigenen Kinder verschlingt! Sie rettete ihr besseres Selbst vor der brutalen Gewalt, die sich in hundert Gestalten gegen sie verschwor! Sie rettete die Heiligkeit der Ehe, indem sie dieselbe zerriß! Doch noch hatte sie eine Gewalt nicht besiegt, die mächtiger war, als Rang und Geld und Freiheit;

die im Hintergrund zurückgedrängt, bald siegsgewiß auftrat, ein Gestirn, das ihr Leben beherrschte von jetzt ab, eine Kraft, welche in ureigener, angestammter Heiligkeit die Formen zerbrach, die das Gesetz und die Sitte der Menschen geheiligt — **die Liebe.**





